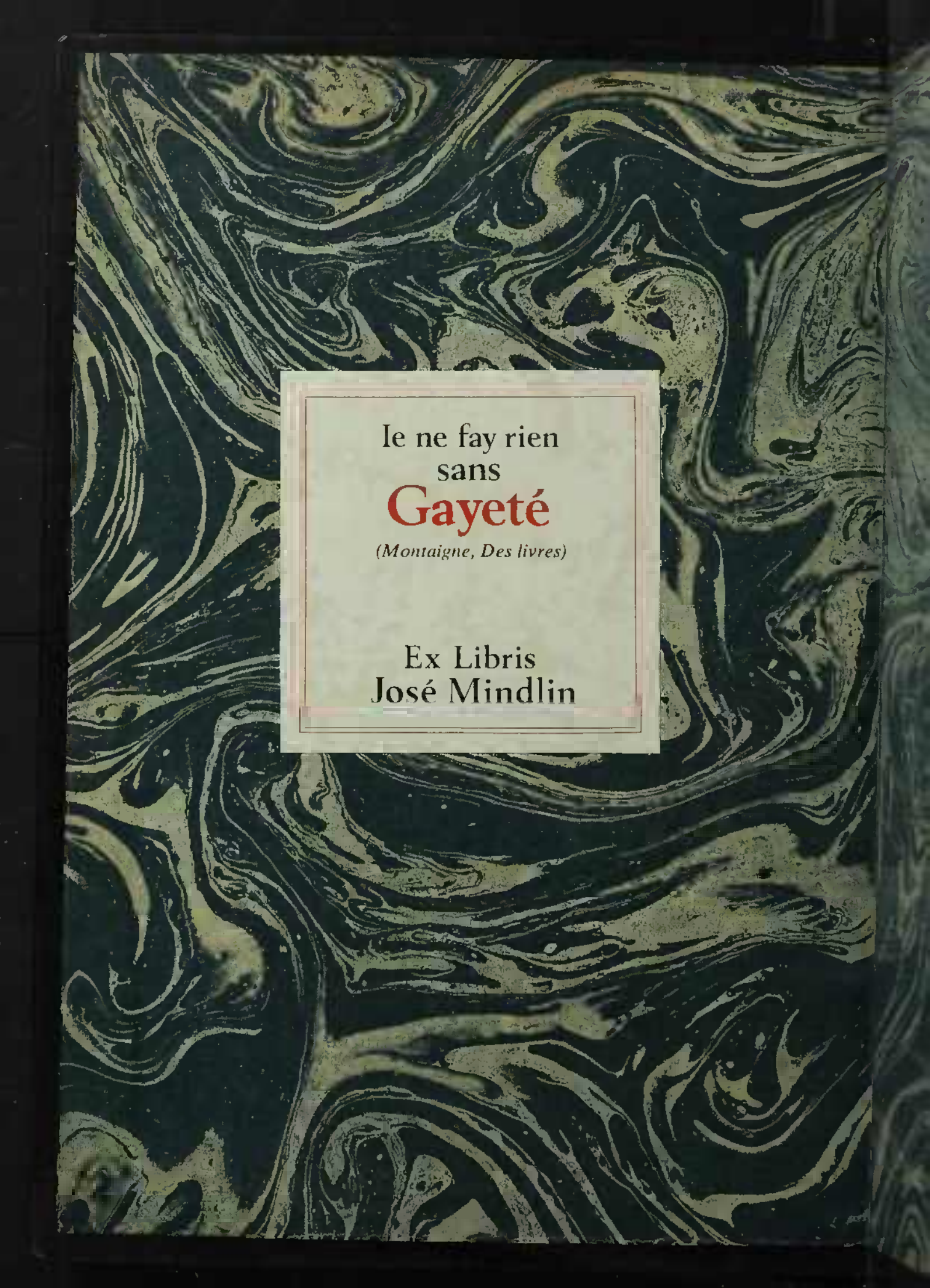


JOSEF ZIPPERER

SÃO BENTO

1913

The image shows the front cover of a book. The cover is decorated with a traditional marbled paper pattern, featuring swirling, organic shapes in shades of dark green, black, and cream. In the center of the cover, there is a rectangular white label with a thin double-line border. The text on the label is centered and reads: "Le ne fay rien sans Gayeté (Montaigne, Des livres) Ex Libris José Mindlin".

Le ne fay rien
sans

Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin



No. 19.

V.

1881.

O Snr. *José Zipperer* tem de receber da Caixa da

Direcção da Colonia **Dona Francisca** a quantia de

Doze mil reis Réis (*12.000*)

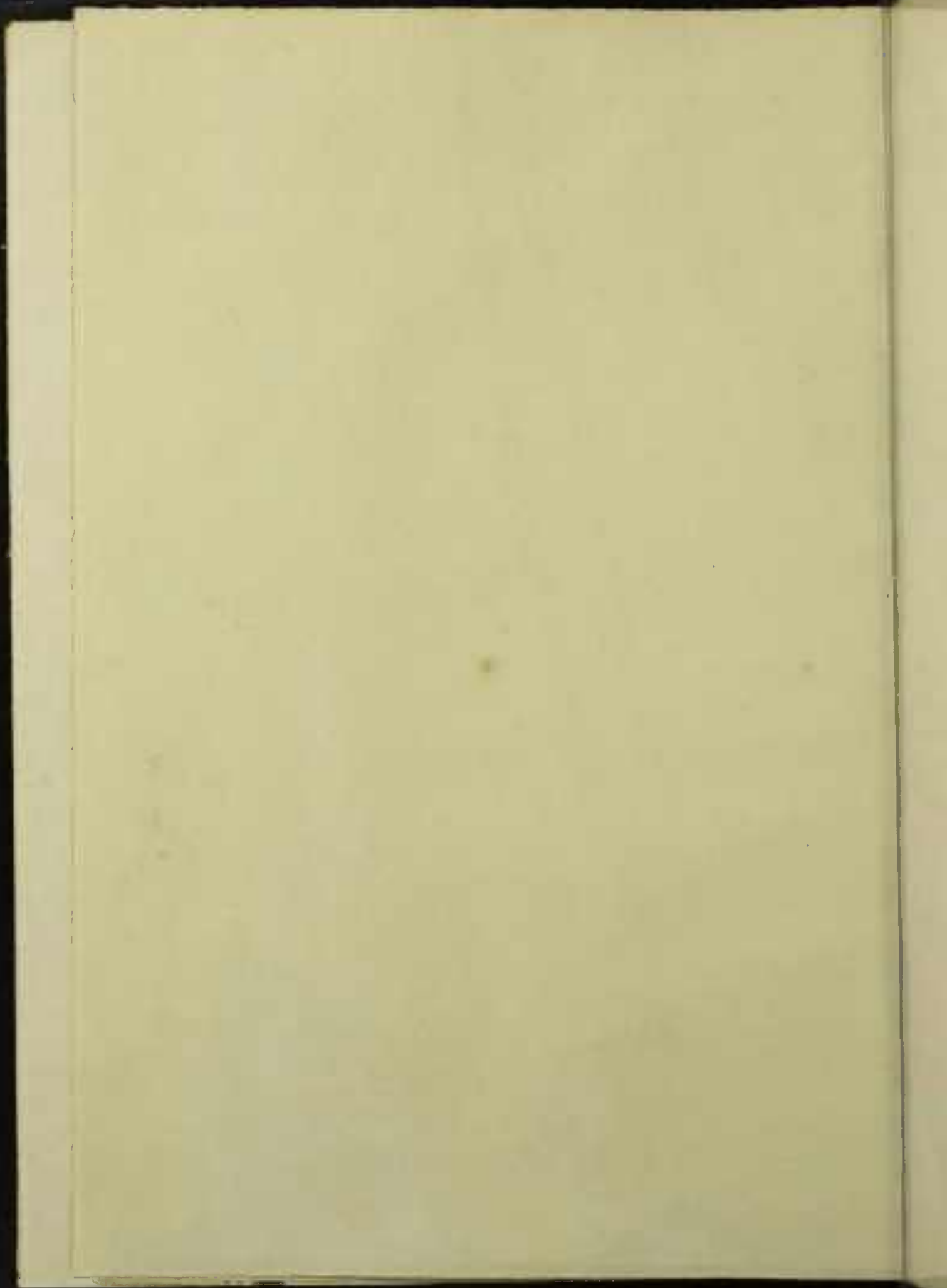
para compra de 3 caixões de defunctos p^o os colonos pobres, *Völz, Süsenbach e Bradke*, fallecidos em São Bento

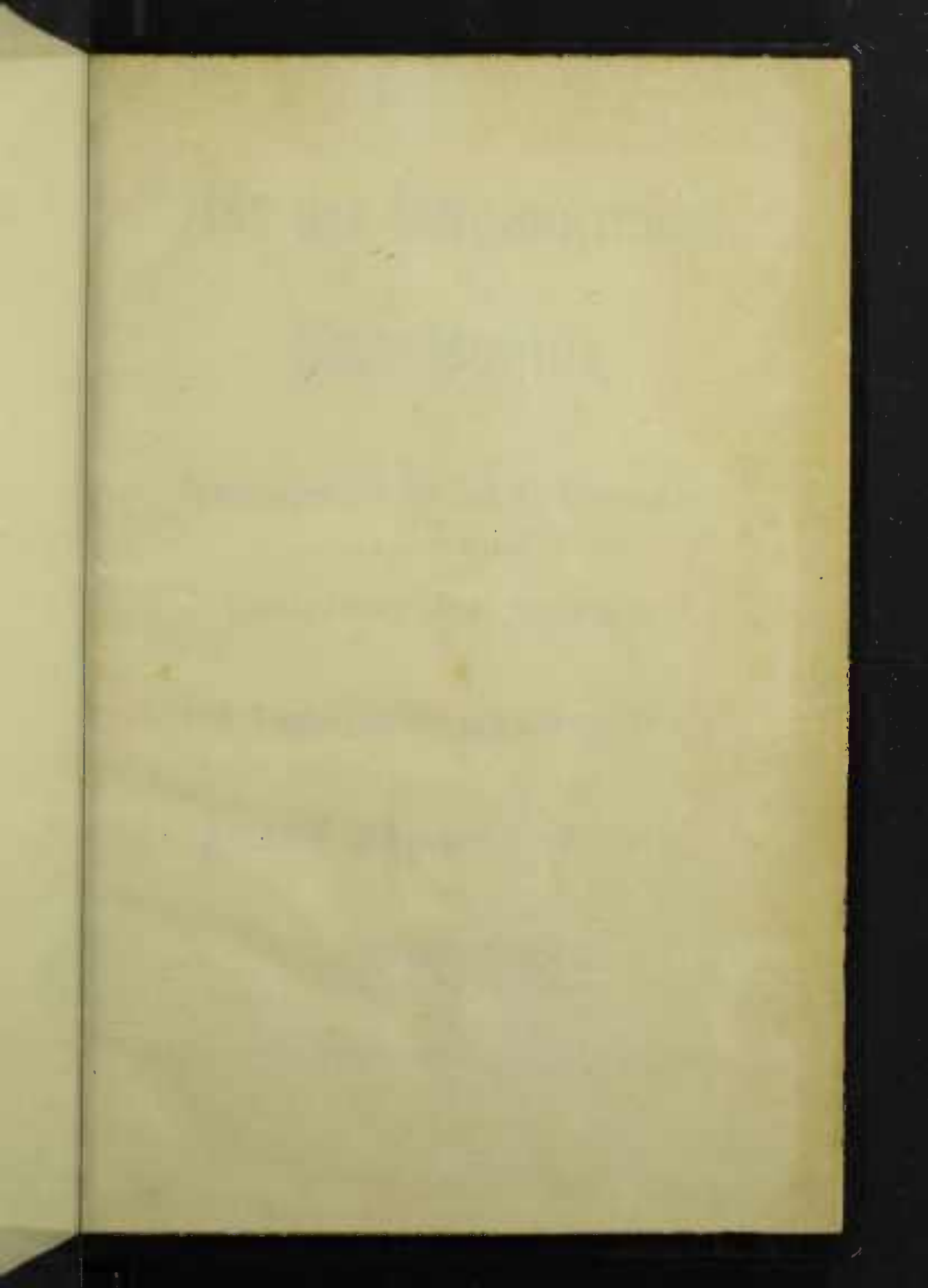
Colonia Dona Francisca, aos *27* de *Fevereiro* de 1881. O Director:

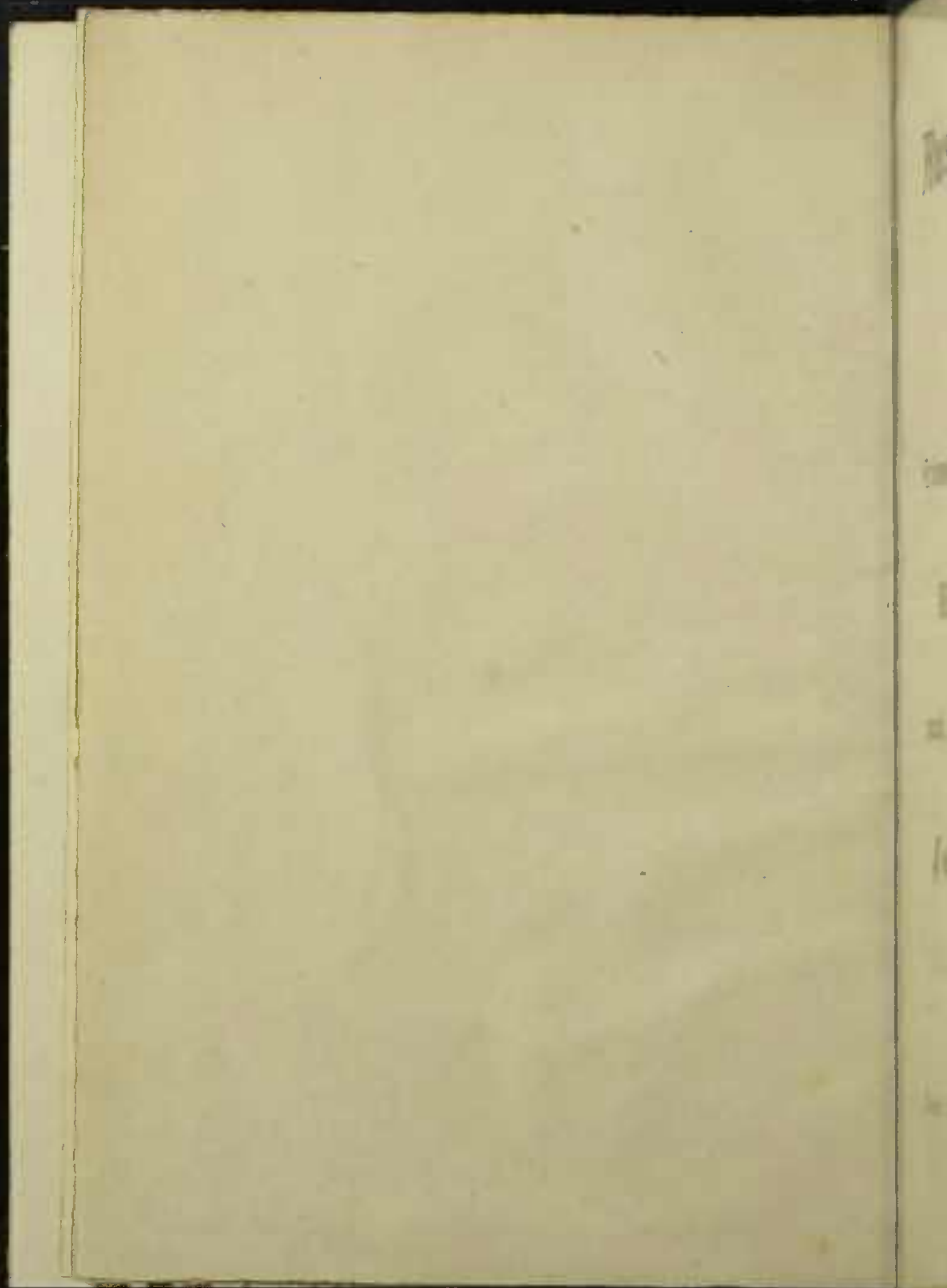
Recebi a importancia de supra, em fé do que assigno.

S. Bento, aos *0* de *Março* de 1881.

José Zipperer







Aus der Vergangenheit

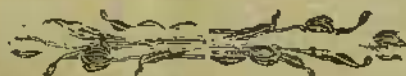
São Bentos

Erinnerungen aus der Zeit der Gründung und

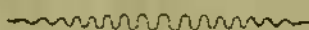
Besiedlung des Munizips,

nach Tagebuchblättern zusammengestellt von

Josef Zipperer sen.



Druck der Buchdruckerei von O. Eberhardt — S. Bento. 1913



THE [illegible] OF [illegible]

[The main body of the page contains several paragraphs of text that are extremely faint and illegible due to fading or low contrast. The text appears to be organized into a list or series of entries, possibly separated by a vertical line.]

RECEIVED [illegible] [illegible] [illegible]

Aus dem schönen vielbesungenen Böhmerwald, der an landschaftlichen Schönheiten reichen, an Erwerbsgelegenheit jedoch so armen Gegend, westlich von Pilsen, hart an der bayerischen Grenze belegen, trieb uns der Wunsch nach Verbesserung unserer bedrückten wirtschaftlichen Lage übers weite Meer hinaus nach der Kolonie Dona Francisca in Santa Catharina. Meine Eltern standen wie viele der hier Eingewanderten beim Bauern mit noch 2 Inwohnern in jährlichem Kontrakt, der gewöhnlich stillschweigend von Georgi des einen Jahres bis Georgi nächsten Jahres verlängert wurde. Die Aussicht auf Ersparnisse, auf Ankauf eigenen Grund und Bodens war für die kinderreichen Familien so gut wie ausgeschlossen. Der Bauer gab jedem der Inwohner ein Wohnhaus, etwas Land und Erlaubnis zum Halten einiger Hühner, sowie weitere Vergünstigungen, z. B. 2 Fuhren Kraut sowie ca. 20 Liter Leinsamen, dafür mußten wir in erster Linie zu seiner Verfügung stehen. Volle Arbeitstage wurden mit 6 Kreuzer-ca. 60 Reis gutgeschrieben und später mit dem Grundbesitzer verrechnet. Die meist aller Schulkennnisse baren Inwohner halfen sich über arithmetische Schwierigkeiten hinweg, indem der Bauer und Inwohner je einen Stock besaßen, in d. für jeden Arbeitstag eine Kerb geschnitten wurde. Ländlich, sittlich! Das war nicht zu verwundern, denn zur Schule gingen wir Kinder nur im Winterhalbjahr, im Sommer gabs Arbeit die Hülle und Fülle, auf dem Lande.

Lernten wir Kinder schon nicht zu viel so wußten unsere Eltern noch weniger, und die Zahl der Analphabeten unter den älteren Bewohnern unserer Gegend war recht beträchtlich.

Das Wildschützen-Wesen und der Schmuggel waren trotz der Gefahren eine angenehme Abwechslung unseres einsörmigen Alltagslebens und entsprangen nicht sowohl dem Ueber- und Wagemut über-schäumender Jugendkraft als den ärmlichen bedrückten Verhältnissen, welche die Erträgnisse aus verbotener Jagd und Pascherei als willkommenen Beitrag zu dem „geschnäpfigen“ spärlichen Verdienste ansehen ließen.

So lebten wir dahin und hatten schon die Hoffnung auf Veränderung und Verbesserung unserer Lebenslage aufgegeben, als zufällig durch die Direktion d. Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, Hamburg, Prospekte nach Böhmen versandt wurden, in denen zur Auswanderung nach dem von ihr erworbenen Siedlungsgebiete Dona Francisca, im Staate Santa Catharina aufgefordert wurde. Nach gründlichem Studium der Schriften, aus denen uns klar wurde, daß uns im Anfange große Entbehrungen und harte Arbeit erwarteten, dafür aber die Gelegenheit geboten sei, später als freie Herren auf freier Scholle walten zu dürfen und unseren dereinstigen Nachkommen ein besseres Fortkommen zu sichern, entschlossen sich aus unserer Gegend 5 Familien den Wanderstab zu ergreifen und der alten Heimat

Wde zu sagen: Die Namen dieser Familien waren: Anton Zipperer, Georg Stüber (vor drei Jahren in Hansa verstorben), Ignaz Mohrbacher, Georg Zipperer und Anton Duffeck. Durch den Kaufmann Lackerbauer aus dem benachbarten Baiern, den Agenten der Hansfeat. Gesellschaft, wurden wir am 14 Juni 1873, also vor nunmehr 40 Jahren über Leipzig Magdeburg nach dem Seehafen Hamburg befördert.

Hier gingen wir an Bord des Segelschiffes „Samsibar,“ eines Zweimasters, dessen Kapitän sich als wackerer und jovialer Seebär bewies. An Bord befanden sich ca. 170 Personen, in d. Mehrzahl Deutsch-Böhmen, ferner einige Pommeren, Galizier, sowie Dänen. Von den Auswanderern wandte sich nur ein kleiner Teil nach Blumenau, der größte Teil beabsichtigte nach der Kolonie Dona-Franziska zu übersiedeln. Die Reisekosten betragen pro Person von Böhmen bis Hamburg 16 Gulden, die Seereise 30 Gulden, gleich ca. 20 Thalern. An Ausrüstungs-Gegenständen hatten wir Betten, Kleidung und Handwerkzeug mitgenommen, darunter Aerte und Hacken. Die Seereise wurde am 18. Juni 1873 angetreten und dauerte 9 Wochen 3 Tage. Sie verlief ohne bemerkenswerte Vorfälle, das Essen an Bord war nicht übel, doch empfanden wir unangenehm die schmalen Wasser-Rationen, knapp 1 Liter pro Person und Tag. Da war an große Wäsche nicht viel zu denken und der Verbrauch an Seife war ein höchst minimaler. Kein Wunder, daß wir da nach und nach in immer zunehmendem Maße von Ungeziefer geplagt wurden und daß schließlich Reisende und Schiffsvolk voller Läuse waren. Eines Tages wandte sich ein Pole, der früher — seiner Ansicht nach — bessere Tage gesehen hatte, an unseren Kapitän und sagte: Herr Kapitän, ich habe früher in den besten Gesellschaftskreisen verkehrt (er war nämlich Bursche im Offizierskasino gewesen) und jetzt wimmelt es an meinem Körper von Läusen. Der Schiffsgewaltige lächelte nur verständnisinnig, knöpfte gemüthlich Rock, Weste und Hemd auf und meinte: Min Söhn ick bün fogar Kaptain, de heff ick uk bi mi, da is nix to maken, je möt de Luder dotslagen, Tid heff ji ja naug datan.

Beim Ueberschreiten des Aequators wurde an uns Reisenden die übliche Neptunstaufe vollzogen, doch drehten wir den Spieß um und überschütteten auch unsererseits das Schiffsvolk gehörig mit Seewasser, was mit gutem Humor hingenommen wurde. Unsere Ankunft in S. Franzisko erfolgte ohne jeden Zwischenfall wohlbehalten am 7 September (Unabhängigkeitsfest) abends zu später Stunde, sodaß wir über Nacht an Bord bleiben mußten. Musik am nahen Lande und Rafetengeknatter ließ in uns die kühne Hoffnung aufsteigen, daß man in der Stadt von unserer Ankunft benachrichtigt wäre und uns zu Ehren einen festlichen Empfang plane. Ja, die „Intelligenzen“ unter unseren Auswanderern

übertragen ausgerechnet mir schon die Ausarbeitung einer wohlge-
sehten Rede, in der ich dem Governador, Bürgermeister oder sonst
was unsere Vorzüge als „Einwanderungsmaterial“ ins hellste Licht
setzen und möglichst viele Vorteile für uns Ankömmlinge heraus-
schinden sollte. Just war ich beim Entwurf, den ich ins beste Hoch-
deutsch übersetzen wollte, da kam der Unglücksrabe in Gestalt des
Kapitäns, der alle Illusionen mit den Worten zerstörte: De hefft
hüt all wedder en Natsjonalerfiertag in Brasiljen, an juch Döhs-
köpp hebbt se ganz gewiß nicht dacht. — Da hatten wir den Sa-
lat! Vanitas Vanitorum!

Von S. Franzisko wurden wir am nächsten Tage nach
Joinville überführt und dort im Hotel „Empfangs-Schuppen“ ün-
tergebracht. 2 Tage lang gab es für uns Einwanderer noch freie
Beföstigung bei Berner, dann hieß es für die Männer Arbeit su-
chen und Geld verdienen. Auf Kilometer 33 und 34 der Estrada
Dona Franziska, der Serrastraße, fanden wir auch die gewünschte
Beschäftigung durch Anstellung als Straßenarbeiter zu einem Ta-
gelohne von 1.200. Später wurden wir dann auf Kosten der
Kolonie-Direktion, nachdem inzwischen in der neugegründeten Nie-
derlassung S. Bento Ländereien vermessen waren, mit unseren Fa-
milien per Wagen bis Kilometer 33 der Serrastraße befördert.
Von dort aus mußten die Männer bis nach S. Bento stolz zu Fuß
pilgern während Frauen und Kinder, die später nachkamen, auf
Mulen „verladen“ wurden; die Kinder saßen während der Reise
in großen hier Cesto genannten Körben, was recht drollig ausge-
sehen haben muß und heute noch, in der Erinnerung an unseren
damaligen Einzug ins gelobte Land, bei uns „Alten“ ein Lächeln
hervorrufft. Die Mulen zu dem Transport unseres „lebenden“ und
toten Inventars stellte der Direktor der Kolonisation-Gesellschaft,
der Brasilianer Maneco Souza aus Campestre. In jener Zeit, En-
de Septb. 1873 war die Serrastraße übrigens erst bis Kilometer
33 makadamisiert. In Campo Alegre wohnten damals ganze vier
Familien. An Ort und Stelle angelangt, wurden 72 Grundstücke,
durchschnittlich 100 Morgen groß, ohne die geringste Anzahlung an
die Einwanderer verteilt, und zwar an der Serrastraße von Dr-
ford nach Campo Alegre zu. Die Polen losten ihre Grundstücke
aus, die Deutschen wollten gern zusammenbleiben, um ein geschlos-
senes Ganzes zu bilden. Im Anfange kamen nur Männer nach S.
Bento, um die ersten Einrichtungen zu treffen, Wald zu schlagen,
zu brennen und pflanzen, Wege und Stege notdürftig herzustellen,
sowie primitive Hütten aufzubauen. Als der erste Trupp anlang-
te, brachte er für 3 Wochen Lebensmittel in die Wildnis mit, die
von der Direktion geliefert waren u. in „schwarzen Jungens“ (Boh-
nen). Speck, Mandiock-Mehl, Kaffee und Zucker bestanden. Es war
der 23. Juli 1873 als zum ersten Male die Ärzte hier oben er-

Engelmann

flangen, um Bresche in den Urwald zu legen und Platz zu schaffen für zukünftige Pflanzungen, für Haus und Hof der frischen Ankömmlinge aus den böhmischen Wäldern. Nach 3 Wochen ungewohnten, schweren Waldschlagens als die mitgebrachten Lebensmittel auf die Meige gingen, kehrte der Trupp wieder zur Serrastraße zurück, um am Straßenbau Geld zu verdienen. Im November wandten sich die zukünftigen Kolonisten wieder ihren resp. Grundstücken zu, um nachzuschauen und weiter zu lichten, räumen und brennen. Auch Bretter von Pinho-Holz wurden mühsam gesägt und Laubhütten errichtet, um für die Ankunft der Frauen und Kinder alles vorbereitet zu haben. Im Januar nächsten Jahres verteilte die Direktion an die Kolonisten pro Grundstück 10 Liter Mais und circa 3 Liter Bohnen zur Aussaat. Alles war zur damaligen Zeit froh und vergnügt, lustig und hoffnungsfreudig und stimmen wir älteren „Jahrgänge“, Männlein wie Weiblein, alle darin überein, daß im Vergleiche mit heute, damals — trotz der Schwierigkeiten, die sich uns Anfängern entgegenstellten — mehr Humor, mehr Scherz getrieben wurde als heute, wo es im großen Ganzen schon recht würdig, steif und ledern zugeht. Die „Würde“ als „Bürde“.

Mitte 1874 wurde hier oben zum ersten Male Roggen gepflanzt, den wir aus Avencal bei Sauer zu 3 Milreis pro 20 Liter bezogen. Damals führte von hier bis Rio Negro nur ein Mullenweg, von Brücken war noch keine Spur; die Rio Preto-Brücke wurde erst ein Jahr später gebaut und wer damals reisen wollte, mußte sehen wie er am besten über die Klüfte hinüber kam.

Auf dem Platze wo jetzt das architektonisch „formvollendete“ Kammergebäude steht, (aus der Vogel-Perspektive des Buschels-Berges einer Petroleum-Riste nicht ganz unähnlich, wie lose Spötter behaupten) stand das erste Geschäftshaus unseres zukünftigen Municipals, dem verstorbenen Vater des Herrn Heinrich Neusing gehörig, der somit als Senior der hiesigen Kaufmannschaft anzusprechen wäre.

Da es uns, wie schon gesagt, recht gut ging und wir als gute Christen auch andere, vor allem unsere engeren Landsleute der unverdienten Wohlthaten teilhaftig werden lassen wollten, so gingen von uns recht schöngefärbte Berichte nach Böhmen ab, deren sich zu schämen ein Münchhausen keine Ursache hätte. So schrieben wir von der Jagdfreiheit, von der freien Ausübung der Fischerei, und viele „Jagdfreunde“ die daraufhin ankamen, haben hier dann später wohl nicht mehr als Drosseln zur Strecke gebracht und an Fischen nur — Fassherige zu sehen bekommen. Ganz besonders staunte man über unsere Berichte betr. Arzt und Schul-Wesen, denn wir schrieben wahrheitsgemäß! — daß wir hier keine Doktor-Rechnungen und Schulgelder zu bezahlen hätten, . . . weil es weder Arzt noch Schule gab! Kein Wunder, daß daraufhin im zweiten Jahre aus Böhmen ein beträchtlicher Nachschub eintraf, der die

„Gesilde der Seligen“ etwas näher benasenscheinigen wollte. Die Neuankömmlinge ließen sich vorzugsweise in der Argollostraße nieder (Verbindungsweg) unter ihnen kam 1875 Fendrich, Schadeck, Rschöppfle und Knittel an. Im nächsten Jahre, 1876, ließen sich 300 Personen in der Rio Negro-Straße, Serrastraße u. Schneestraße nieder, die alle auf Grund von günstigen Berichten ihrer hier ansässigen Verwandten ankamen und bei ihrem Eintritt ins „Paradies“ doch recht lange Gesichter schnitten.

Jetzt wird der geehrte Leser und die freundl. Leserin gewiß — und mit vollstem Rechte — die Frage aufwerfen: Wovon lebten denn nun diese hunderte von Personen, wenn doch noch keine Ernte eingebracht war?

Wie wir bereits erwahnten, bestand in der Gegend schon ein Geschäftshaus, (an der Stelle wo sich heute das Kammergebäude befindet) dem verstorbenen Hrn. Neusing dem Vater des noch lebenden Hrn. Heint. Neusing gehörig. Dieses Haus ließ durch die Mülensführer August Kirten und Rudolf Klaumann mit ca. 16 Tieren monatlich einmal von Joinville Lebensmittel heraufbefördern, die hauptsächlich in Salz, Mandiok-Farin, Carne secca, (Dörrfleisch) Reis und Bohnen bestanden. Auch etwas billige Stoffe, aus denen die Kolonistenfrauen Hemden und Hosen für die in der Roga (Waldschlag) und am Straßenbau arbeitenden Männer zurecht schneiderten, wanderten auf dem Rücken der Langohre nach hier oben. Die Direktion der Hanseat. Besiedlungs-Gesellschaft kümmerte sich in anerkennenswerter Weise um die Güte der von der Firma Neusing unten eingekauften Lebensmittel, kontrollierte die eingeführten Mengen und subventionierte das Neusing'sche Geschäft, sodaß sie darauf hinwirken konnte, daß bestimmte Preise festgesetzt wurden. So, zum Beispiel, durfte der Sack Farin niemals über 2 Milreis kosten.

Da die erwähnten 16 Mullen bei den weiten Entfernungen — Hin- und Rückreise 180 Kilometer — und der schlechten Wegebeschaffenheit stark mitgenommen wurden und sich auf dem Kampe wegen ungenügenden Futters auch nicht sonderlich erholen konnten, war mehr als eine Reise monatlich nicht ausführbar und die von unten bezogenen Lebensmittel deckten nicht den vorhandenen Bedarf. Das Fehlende kauften die Ansiedler den umwohnenden Brasiliannern ab, die bis zu einer Tagereise entfernt, von Zeit zu Zeit uns aufsuchten und uns Speck die Arroba (15 Kilos) zu 5 Milreis, Bohnen, 1 Alqueire (40 Liter) zu 4 bis 5 Milreis, Karque Dörrfleisch die Arroba zu 4 Milreis und Mais-Farin, den Sack zu 4 Milreis brachten. Wenn ich vorhin sagte, kauften, so ist darunter Bezahlung mit sehr weitfristigem Ziele zu verstehen, denn das Geld war knapp und die Bezahlung der für die Direktion und die Regierung geleisteten Wege- und Straßenarbeiten (Serrastraße)

ließ immer 2-3 Monate auf sich warten. Auch in der Venda von Neusing wurde — den damaligen Verhältnissen entsprechend — nolens volens nur mit weitfristigem Zahlungs-Termin gekauft. Zu jener Zeit ließ die Regierung die Straße von hier nach Campo Alegre zu abholzen und räumen, damit mit den Erdarbeiten unmittelbar darauf begonnen werden könne und gleichzeitig ließ die Direktion die Kolonie-Straßen in Angriff nehmen. Alles wurde nur in Alförd vergeben, das Waldschlagen nach Sciras (Morgen) mit 6 Milreis und das Räumen mit 200 Reis pro laufenden Meter bezahlt, womit wir recht wohl zufrieden sein konnten.

Wenn dann die heiß ersehnten Zahltag herankamen, und sich unsere Nachbarn, die allerdings nicht nah wohnten, einstellten, so gab es zwischen uns und den Brasilianern, die mit frischer Lebensmittelzufuhr ankamen u. ihre alten Forderungen zu kassieren wünschten, die aller schönsten Bantomimen, die bei einem unbeteiligten Zuschauer gewiß die größte Heiterkeit ausgelöst hatten.

Die Brasilianer sprachen nämlich so gut deutsch wie wir brasilianisch, nämlich garnicht, so daß sich einzig und allein die Verständigung auf die Gebärdensprache beschränkte, was naturgemäß herzlich schlecht ausfiel. So wenig wie wir die langen Familiennamen unserer brasil. Freunde behalten konnten, war es jenen unmöglich unsere gewiß doch recht wohlklingenden (!) deutsch-böhmischen bezw. polnischen Zunamen auszusprechen und so kannten sich Käufer und Verkäufer besser dem Gesichte und Aussehen als dem Namen nach. Ich selbst war den Brasilianern wegen der von mir getragenen klöbigen Holzschuhe von vorjüdislütlicher Form (sogenante Elb-oder Spreckfahne) besser unter der Bezeichnung „der mit den Holzklößen“ als unter dem Namen Joseph Zipperer bekannt.

Von diesen unseren Freunden bezogen wir auch die nötigen Haustiere, wie Enten, Schweine und in erster Linie Hühner, die pro Stück mit 500 Reis im Durchschnitt bezahlt wurden. Selbstverständlich wurde, wie Bohnen und Speck, auch diese „lebende“ Ladung in den schon erwähnten Cestos herausgeschafft, und noch selbstverständlicher alles von uns auf Bump gekauft, da bares Geld im Anfang hier recht knapp war, im Gegensatz zu heute wo der Kleider-Luxus die schönsten (?) Blüten treibt und das alte Sprichwort „Kleider machen Leute“ zu eifrig befolgt wird. Was mancher im Kopfe nicht hat, hat er halt auf dem Leibe!

War unser tägliches Mahl zu jenen Zeiten von lukullischen Tafelgenüssen auch weit entfernt, so müssen wir doch der Wahrheit die Ehre geben und bezeugen, daß wir, dank der umsichtigen Fürsorge der Hanseat. Kolon.-Gesellschaft nie in der Lage waren, Hunger erdulden zu müssen. Damals war der Verbrauch an Streichhölzern ein auffallend geringer, denn bei dem Ueberflusse an Holz durch den erforderlichen Wald-Niederschlag konnten wir Tag und

Nacht Feuer unterhalten, und „des häuslichen Herdes gesellige Flamme“ erlosch zu jenen Zeiten nie.

Des „täglichen Brotes“ erfreuten wir in den ersten 2 Jahren nach unserer Ankunft uns gleichfalls nicht, trotzdem wir in unserer häuslichen Andacht als treue und überzeugte Söhne bezw. Töchter der katholischen Kirche doch täglich im „Vaterunser“ baten: unser täglich Brot gib uns heute. Die Sache hatte einen Haken oder richtiger zwei; weder Backöfen noch Mehl war vorhanden und erst nachdem die erste Roggenernte hereingebracht war, wurde in bescheidenen Maße unser Wunsch nach dem „täglichen Brote“ erfüllt.

Auch über das, in unserem Berichten nach drüben den dortigen Bekannten so glänzend ausgemalte und herausgestrichene „Jagdrecht“ möchte ich hier einige Bemerkungen einflechten. Wer drüben der alten Heimat den Rücken kehrt, nimmt gewiß für sein letztes Geld noch eine Flinte mit, in dem süßen Wahne durch seine Zielfertigkeit für den täglichen Tisch eine schmackhafte Zukost in Form von mancherlei Wildpret liefern zu können! So dachten auch wir, hatten aber nicht damit gerechnet, daß wir infolge der unwirtlichen Wälder, des Mangels an Weg und Steg im Urwalde, und unserer ungenügenden Ortskenntnisse gänzlich Fiasko machen würden, ja, daß der Jagdbeifer einzelne unter uns dem Tode durch Verschmachten nahe bringen könne. So entsinne ich mich noch deutlich eines Vorfalls, der sich zu einer Zeit am 2. Februar, am Tage Mariä Lichtmeß zutrug, und wobei ich mit einem blauen Auge noch glücklich davon kam.

Die Grenzen unserer neuen Ländereien waren damals nur provisorisch auf 60 Meter Tiefe abgesteckt und folgte dieser vorläufigen Abmessung die endgültige erst nach beträchtlicher Zeit. So bestand die Gefahr, daß wer sich weiter als auf die angegebene Entfernung von den Straßen nach den Tiefen der Ländereien zu entfernte, alle Grenzzeichen und Merkmale menschlicher Niederlassung außer Augen verlor und sich leicht in dem unermesslichen Grün des Urwaldes verirren konnte. In Befolgung des dritten göttlichen Gebotes, es war wie oben gesagt Mariensfeiertag, (und ich habe eine besondere Schwäche für sämtliche Feiertage) ließ ich an jenem Tage die Art ruhen und schleuderte mit der Flinte in den nahen Wald. Kapellen und Kirchen gab's dazumal noch nicht und so versuchte ich es meinen religiösen Bedürfnissen mit einer — Waldesandacht zu genügen.

So gedachte ich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden zu können! Um nicht mit leeren Händen zurückzukehren, beschloß ich nach längerem verfolglosem Suchen noch weiter in den Wald einzudringen, und da geschah was nach mir noch anderen geschehen sollte:

Ich verirrte mich unter dem grünen Blätterdache. Alle Bemühungen, den gekommenen Weg wieder aufzufinden, blieben erfolglos. Die Angst schnürte meine Kehle zu, durch das wilde, verzweifelte Umherlaufen fühlte ich mich zu Tode ermattet und die Aussicht vielleicht im Walde übernachten zu müssen, ja, dem Hungertode anheimfallen zu können, lähmte meine Glieder mit Entsetzen. Ich wankte, stürzte zu Boden, raffte mich wieder auf . . . um abermals auf den grünen Moossteppich zu stürzen. Kalter Angstschweiß brach aus allen meinen Poren. Großer Gott, sollte ich hier im dichten jungfräulichen Urwalde zu Grunde gehen? Ist dies dein unerforschlicher Wille? Mit gefalteten Händen und demütig zu Boden gesenkter Stirne schickte ich in dieser verzweifelten Lage ein heißes Gebet zum Schöpfer empor; das heißeste gewiß, das meine Lippen je zum Himmel sandten. Dann sprang ich auf und irrte, dem Selbsterhaltungstrieb folgend, durch den unwirtlichen Wald. Dieser hatte für mich seinen ganzen, früher auf mich so mächtig ausgeübten Zauber mit einem Schlage verloren. Nur Grauen und Entsetzen flößte mir sein Anblick ein und aus dem Klauschen der Wipfel glaubte ich flüsternde Stimmen zu hören, die mir höhrend ins Ohr raunten: Frei und doch gefangen! Meine Kniee bebten und mit den Kräften begannen mir in der ungeheuren Aufregung meine Sinne zu schwinden. Da hörte ich vor mir das geschwätziges Murmeln und Plätschern eines Baches, mit letzter Anstrengung brach ich mir Bahn durch das trennende Rohrgebüsch und — besand mich am S. Vento-Flüßchen. Der Wasserlauf sollte meine Rettung werden. Ich beschloß in seinem Bette flussab zu wandern und von Zeit zu Zeit einen Schuß aus meiner Flinte abzugeben. Gedacht getan. Bis an die Kniee watete ich im Wasser, alle seine Krümmungen verfolgend und mit dem Vorsatz Tag und Nacht wenn es sein müsse, dem Wasserlaufe zu folgen. Nach dem Verbrauche meiner gesamten Munition stieß ich von Zeit zu Zeit laute Rufe aus, immer in der Hoffnung, daß man mich endlich hören müsse. Am Mittage war ich ausgegangen, schon dunkelte es im Walde und meine Rufe erhalten nur noch matt und heiser. Meine eigene Stimme flößte mir Entsetzen in dieser Waldeseinsamkeit ein. Da — war es nur ein höhrendes, neckisches Echo oder war es wirklich der Klang einer menschlichen Stimme? Ich hörte Gegenrufe, strengte mich aufs äußerste an und schrie aus Leibeskräften. Und näher kamen die Gegenrufe, lauter tönte das Hupen. Welch zauberhafte Klänge! Himmelstönen gleich drangen sie an mein Ohr. Thronen stürzten in meine Augen und alle Kräfte zusammennehmend, stolperte ich im Flußbette vorwärts. Schon unterschied ich den Klang der rufenden Stimmen. Das gespenstisch. Leuchten der Rohrjackeln meiner Retter erhellte den Wald — Gerettet, gerettet! jubelte es in mir auf, in heiß aufströmender Dank-

barkeit gegen den Allmächtigen. Dann schwanden meine Sinne Bewußtlos trug man mich nach Hause.

Als ich am nächsten Tage, die Sonne stand hoch am Himmel, es war Mittag, erwachte, an allen Gliedern zerschlagen, war mein Entschluß dem Jagen zu entsagen unwiderrüflich gefaßt und mein Name aus der Liste der Hubertusjünger für immer gestrichen. Meine Flinte stellte ich in den tiefsten Winkel des Hauses, allwo sie ein unrühmliches Ende durch Verrosten fand. Nie rührte ich sie mehr an. Dem Zimmermanne Ziebarth hatte ich, wie mir nachher gesagt wurde, mein Leben zu verdanken. Er hatte zuerst meine Verzweiflungsschreie gehört, glaubte meine Stimme zu erkennen u. eilte sofort zu meinen Angehörigen. Diese glaubten mich schon längst zurückgekehrt und erklärten sich mein Ausbleiben durch Verweilen im Reusing'schen Geschäftshause. Auf Nachfrage dortselbst erschrafen sie nicht wenig u. eilten sofort mit Kohrsackeln in den Wald nach d. Richtung aus der mein verzweifeltcs Rufen erscholl.

So ähnlich und noch schlechter erging's einigen der Neueingewanderten, die eine, ja 2 und 3 Nächte überim Walde zubrachten und sich notdürftig von Waldfrüchten ernähren mußten bis sie ihr guter Stern wieder auf den richtigen Weg führte. Auch der Fall, daß wir in größerer Anzahl einen Verirrten tagelang suchen mußten der sonst dem Hungertode verfallen wäre, ereignete sich; es war dies ein Kolonist aus der Wunderwaldstraße.

Einmal bei den Gefahren des Urwaldes angelangt, wollen wir gleich mit einigen Worten die Giftschlangen, d. in den Wäldern schweifenden Eingeborenen, (die Bugres) und d. Unglücksfälle beim Waldschlag erwähnen. Die am häufigsten vorkommende und nächst der Klapperschlange wohl die giftigste Schlange, die Jararaca, hielten wir bei unseren geringen zoologischen Kenntnissen für ungefährl. Mattern bis ein lediger Bursche Namens Münchhoff von einer Jararaca in den rechten Arm gebissen wurde, der unter starker Anschwellung schwarz und grün wurde. Der Aermste konnte vier volle Wochen hindurch nicht arbeiten, trotzdem ihm sofort nach dem Bisse von einem Begebau-Ansseher das für solche Fälle bereit gehaltene und stets mitgeführte Gegengift eingelöst wurde.

Allmählich ging die Geschwulst zurück. Wir hatten uns die hiesigen Giftschlangen 5 Meter lang vorgestellt und bekamen dann gewaltigen Respekt vor den kleinen „Biechern“. Maß doch das ebenermächnte Reptil kaum mehr als 1 Meter, und doch hatte sein Biß solche schwere Gefahr gezeitigt. Den sprechendsten Beweis der nicht geringen Gefahr, die allen neuen Ansiedlern drohte, bietet ein Gang auf die älteren Kirchhöfe, wo manch schlichte Tafel mit Bildschmuck verkündigt: Hier ruht am Schlangenbisse verstorben . . .

Vor Bugres hielten wir uns ganz sicher, denn es herrschte unter uns d. naive Anschauung, daß in dem wildarmen, dichten

Walde keine Indianer existieren könnten, da sie aus Mangel an Lebensmitteln verhungern müßten.

Da kam der Viehaendler Martin Metter von Joinville herauf und ermahnte uns Obacht auf die Wilden zu geben, denn die Bugres haetten in d. Serra eine Familie getölet, den Kolonisten Glenshow nebst Frau und 2 Kindern. 2 andere Kinder seien mit dem Leben davongekommen, da sie sich noch zur rechten Zeit verkrochen hatten.

1873 kamen zum Schutze der Kolonisten 25 Soldaten die Serra herauf und nahmen beim sogen. Spitzkopf Quartier von wo aus zur Sicherheit der Ansiedler Streifwachen nach allen Richtungen abgeschickt wurden.

Beim Pikaden-Ausschlag unter Führung des Ingenieurs Alb. Kröhne stießen wir einstmals auf 16 verlassene Buger-Manchos, in einem derselben war, wahrscheinlich bei der Eile des „Umzuges“, ein aus Taquara-Rohr geflochtener und mit Bienen-Wachs gedichteter Eimer sowie ein zerbrochener Bogen zurückgelassen worden.

In der Naehة der Hütten fiel uns ein Haufen Pinhão-Schalen auf, der ungelogen (!) die Höhe eines Heu-Schobers erreichte und von längerem Aufenthalte und gutem Appetite Zeugnis ablegte. Auf einem freien Platze bleichten in der Sonne zahlreiche Knochen von Anta's sowie Waldvögeln. Unter den umherliegenden Federn erkannten wir deutlich solche des Jakutinga, einer Art Fasan.

Als wir nach drei Wochen in Begleitung eines Grafen von Hohenstein den Weg nach der Niederlassung der Wilden einschlugen, hatten diese die Hütten inzwischen abgerissen und mußte sich der Herr — ein Amateur-Photograph — mit dem Abknipsen der Pinhãoschalen-Haufen begnügen.

Interessiert den Leser vielleicht der „Häuserbau“ der Wilden? Ja! Nun, dann will ich mich nicht nötigen lassen: Die Hütten, von denen je 4 beisammenstehen, sind durchschnittlich 3 Meter breit und an der höchsten Stelle der gewölbten Decke 3 Meter hoch. Sie bieten ca 60 Familien Unterkunft und bestehen aus „lebenden“ Wänden. Es werden naemlich an einer günstigen Stelle die in d. Erde wurzelnden Staemme, von 2 Seiten aus in etwa 3 Meter Abstand zusammengebogen und d. Wipfel mit Rohr verbunden. Das Ganze wird darauf mit dem starken Papanduva-Gras gedeckt, unterhalb der Serra nimmt man zum Decken die Blätter d. Palmiten. Wo viele solcher Palmiten, mitunter zu tausenden gesaell liegen, kann man sicher annehmen, daß die Wilden sie nieder schlugen, um sich gehörig am schwachhaften Palmiten-Rohr zu delectieren. Dazu etwas fette Tonerde und einige Haende voll gerösteter . . . Käfer im Larven-Zustande, gar nicht so übel! Uebrigens: De gustibus non disputandum est!

Unsere Weiber, die aus dem Gebirge stammten, wußten von drüben aus mit der Saege umzugehen und leisteten uns beim Waldschlag wichtige Dienste. Mag es auch paradox klingen: Jedes Weib stellte seinen Mann. Allen Respekt vor solchen „Weibsen“ und Hut ab! Bei diesen schweren Arbeiten geschah es, daß die Frau unseres Nachbarn Rohrbacher von einem stürzenden Baume, der im Falle an einem Cipo (Schlingpflanze, Viane) haengen blieb und sich unerwartet drehte, erfaßt wurde. Ein staerkerer Ast traf ihren Fuß, dessen Knöchel durch die Gewalt des Schlages zerschmettert wurde. Die Bedauernswerte litt entsehl. Schmerzen und mußte auf jeden Fall in aerztl. Behandlg. gegeben werden. Von 12 Mann wurde sie sofort, in ihrem Bette liegend, mitsamt der Bettstelle nach Joinville gebracht. Die Reise war beschwerlich, viele Strecken Knüppeldamm waren zu passieren und der Schweiß floß uns Traegern bei der starken Hitze und nicht geringen Last in Bächlein vom Gesicht. In 3 Kolonnen zu je 4 Mann trugen wir die Leidende bis zum Spitzkopf auf schlechten Wegen je 20 Minuten eine Kolonne, von Kilom. 34 der Serrastraße ab wurde bei jedem Kilometerpsahl gewechselt. Da wir unterwegs keine Bewoehner antrafen, so hatten wir von zu Hause jeder einen Quersack mit Lebensmitteln mitnehmen müssen. Bei „Mutter Grün“ übernachteten wir dreimal, dann kamen wir in bewohnte Gegenden und waren froh, als wir am dritten Abende über unserem Nachtlager ein Dach hatten. „Der Wald ist unser Nachtquartier“ hört sich im Räuberliede ganz schön an, recht poetisch, jedoch — Theorie und Praxis ist . . . zweierlei! Am Abende des 4. Tages langten wir mit der Frau Rohrbacher, die auf dem Transporte unter Hitze und infolge ihrer Verletzung unsägliche Schmerzen auszuhalten hatte in Joinville an, wo sie sofort vom Spital-Arzte Dr. Engelle in Behandlung genommen und nach 9 monatigem Aufenthalte im dortigen Krankenhause als geheilt entlassen wurde. Die Kur- und Transportkosten trug in hochherziger Weise die Direktion der Hanseat. Besiedlungs-Gesellschaft, obwohl sie hierzu durch nichts verpflichtet war. Auf uns 12 Traeger entfiel der Betrag von 126 Milreis, eine für uns und unsere damaligen Verhaeltnisse große Summe, wobei nicht zu vergessen ist, daß der damalige Wert des Geldes im Gegensatz zu heute ein hoher war. —

„Menschen, Menschen san ma alle“ heißt es so treffend in einem Wiener Liede, dessen Refrain, wenn wir nicht irren, mit „das liegt halt so in der Natur“ schließt. Und sagt der Dichter nicht: Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual? Der erste Sündenfall im Waldes-„Paradiese“ ließ nicht allzulange auf sich warten und statt des Cherubs mit flammendem Schwerte trat der . . . Rechtsrichter mit wallendem Talar in Aktion.

Lieber Leser, erschrick nicht! Als getreuer Chronist werde ich Dir jetzt mit dem ersten Prozeß aufwarten, der natürlich — oder hast Du es anders erwartet? mit Freispruch endete. Jung gewohnt — alt getan!

In dem ersten und einzigen Laden von Neusing auf dem Stadtplatze bediente die Kunden der Verkäufer Abendrot, ein ganz gemüthlicher „Heringsbändiger“, der manchen Spaß machte u. selbstverstaendlich auch die Zielscheibe vieler fauler Witze wurde. Eines Abends kam er mit dem Koch Hirschel in Streit, dem er, da Hirschel schon stark „geladen“ hatte, die weitere Verabreichung von Alkohol abschlug. Schließlich warf Abendrot, ein Hüne von Gestalt den tobenden Hirschel auf die Straße. Der Hinausgeworfene trat kurz darauf wieder in den Laden und fragte den Verkäufer: War das Ernst oder Spaß? Als dieser erklärte im Ernste gehandelt zu haben, stieß ihm der Koch Hirschel ein Speck-Messer in den Unterleib, so daß dem Abendrot die Därme herausquollen. „Hirschel was hast Du gemacht!“ schreit der Ladendiener jetzt stöhnend auf. „Sirt, hast selber Schuld,“ antwortet ihm „gemüthlich“ der inzwischen über seine Tat selbst erschrockene und wieder nüchtern gewordene Messerstecher, dem vielleicht jetzt erst die ganze Tragweite seiner rohen Handlungsweise zum Bewußtsein kam. Der Verwundete lag ächzend auf der Diele und preßte die Hände auf die schmerzende Stichwunde, während der erschrockene Hirschel um Hilfe schrie und Carl Müller und mich eilig herbeiholte. Müller rief mir von weitem, um mich zu größerer Eile anzu-spornen, schon zu: „Sep-vel, kum, da habens graaft do Abendrot hange de Därm'auffa!“

Angelant in der Benda fragte ich den Hirschel, was er angerichtet habe. An seiner Stelle antwortete d. verwundete Abendrot: Das war nicht schlimm, wenn ihr mir nur wieder d. Därme hereindrücken könntet. Da wir ihn doch für verloren ansahen und glaubten, daß er sicher sterben müsse, so zögerten wir nicht einen Versuch zu machen. Es gelang uns nicht, dem in liegender Stellung befindl. Abendrot die herausgetretenen Eingeweide mit den Fingern wieder hineinzudrücken, denn jedesmal wenn er wegen der Schmerzen stöhnte, traten sie wieder heraus. Schließlich kamen wir auf den Gedanken ihn bei den Füßen hoch zu heben, so daß der Oberkörper nach unten kam und da glückte es uns, den Darm durch das kleine Einschnittloch, welches die Messerspitze verursacht hatte, hineinzuzwängen. Mit Nadel und Zwirn nähte ich die Wunde „kunstgemäß“ zu und machte einen Verband so gut es ging, ohne in der Eile die Kantelen der Anti- und Asepsis zu beobachten, was beweist, daß ein Kurpfuscher und Quacksalber mit mehr Glück als Verstand ganz gute Resultate zeitigen kann, denn nach 3 Tagen konnte der von mir so schön „zusammengenähte“ Ladendiener wieder in der Benda sein, wo er sich natürlich noch recht schonen mußte.

Wenn wir glaubten, daß die Sache jetzt nach erfolgter Heilung auf sich beruhen bliebe, so hatten wir uns geirrt, denn „das Auge des Gesetzes wacht.“ Der Quartier-Inspektor Neufing sah sich veranlaßt den Vorfall in Joinville zu melden und als wir die Sache schon längst vergessen glaubten, da erschien eines schönen Tages der Polizei-Kommissar Wezel mit den Polizisten Richter und Blum von unten. Sie nahmen unseren lieben Koch Hirschel gefangen und es sollte eine Untersuchung eingeleitet werden. Dem widersetzten sich wohl gegen 20 Personen, die auf keinen Fall die Abführung des Missetäters nach Joinville zugeben wollten. Der Kommissar erklärte jedoch, daß er dann wohl den Gefangenen hier lasse, daß aber in spaetestens 8 Tagen ein Regiment Soldaten alle Widerseßlichkeit unterdrücken werde und es für den Verhafteten u. seine Freunde böje Folgen haben könne. Schließlich nahmen die „Aufstaendigen“ dann Vernunft an und ließen die Haescher mit d. ganz kleinlaut gewordenen Hirschel von dannen ziehen.

Das Schönste für uns bei dem Streitvorfalle gaenzlich Unbeteiligte kam noch nach: Eine Vorladung zum Terminals. Zeugen und die Notwendigkeit bei dem Schwurgericht anwesend zu sein. Wir verloren durch dies unerwartete „Nachspiel“ jeder 18 Arbeitstage und waren stark enttäuscht als wir auf unsere Anfrage wegen Zeugengelder erfuhren, daß dies in dem rückstaendigen Brasilien noch nicht eingeführt sei. — Allerdings, wenn die Geldkisten so schnell hintereinander sich verkrümmeln, dann muß an anderer Stelle wieder gespart werden.

Als Dolmetscher diente bei Gericht der kleine Bauer, als Advokat, F. Länge, als Promotor d. Professor Burghardt. Die Sache wurde so „gedreht“, als wenn der verwundete Abendrot selbst in das Messer des Hirschel hineingelaufen waere und der Freispuch erfolgte denn auch so sicher wie das Amen in d. Kirche. Wir 2 Zeugen hatten keinen Bintem zur Rückreise und wandten uns an die Direktion der Hanseat. Kol. Gesellschaft aber die vernichtende Antwort war: Für Messerstechereien und Prozesse hat die Direktion kein Geld übrig. Dr. Dörffel schickte uns schließlich zum Promotor und dort bekamen wir wenigstens ein gutes Frühstück und zur Wegzehrung noch jeder 1 Milreis. Durch diesen leidigen Prozeß gerieten wir S. Bentoaner um unser gutes Renomme, denn dieser Fall wurde durch d. Vergrößerungsglas betrachtet und gewaltig aufgebauscht. Wir wurden als gesaehrliches Element geschildert, jeder sollte angeblich sein langes Messer an der Seite haben und ein ganz rabiater Bursche sein, die reinen Jack the ripper und Bauchaußschlizer! Na, auf jeden Fall waren wir „besser als unser Ruf,“ und solche Sachen wie heutzutage im Munizip vorkommen, waren bazumals ausgeschlossen.

Das erste Begraebnis in S. Bento geschah 1874 in der

Wunderwaldstraße, und hatte sozusagen meine Anstellung als Sargtischler zur Folge. Wir waren zu jener Zeit in Oxford in d. Piskade beim Aufschlagen der Grundstücke beschaeftigt, da kamen ganz verzweifelt und in Traenen aufgelöst Frau Bendlin und Frau Hackbarth ca. 2 Uhr nach. an, weither aus der Wunderwaldstraße und teilten uns den Tod des Bendlin mit. Niemand waere da um ihren Mann begraben zu helfen und sie allein ohne Mannsperson könne damit nicht fertig werden. Sie weine schon nicht mehr um ihren Mann, sondern nur darum, daß er noch kein christliches Begrabnis habe. Und die Leiche röche schon so entsezlich, denn ihr Mann laye schon über drei Tage tot auf demselben Lager wo er verschieden war. Am ersten Tage war sie nach der Dona Franziska-Str. gelaufen, wo sie Landsleute aus Pommern anzutreffen hoffte. Dort fand sie keine Mannsseele an, alles arbeitete weit hinter Campo Alegre im Walde. Am 2. Tage eilte sie d. Wunderwaldstraße entlang, doch auch da vergebens, kein Mannsbild war anzutreffen, alle arbeiteten weit ab von ihren Wohnungen. Am 3. Tage schaufelte sie mit der Nachbarin, nur 10 Schritte weit von ihrer Wohnhütte eine Grabstelle aus und rannte dann zum Stadtplatz zum Bendisten Meusing, der uns die Frauen in die Piskade nachschickte wo wir unter Leitung des Jngen. Alb. Kröne arbeiteten.

Dieser schickte mich sofort mit den Frauen zum Stadtplatze zurück und beauftragte mich, dort von der Direktion Bretter zu verlangen und einen Sarg zu machen sowie das Begräbnis so schnell wie möglich vorzunehmen. Bei Eintritt der Dunkelheit war der Sarg fertig, trotzdem ich in meinem Leben noch keinen Toten-Schrein angefertigt hatte; und ich sah ihn an, und sah, daß er nicht gut war! Er war aus 3 Zentimeter starken Brettern genagelt, d. noch nicht einmal trocken waren, andere waren überhaupt nicht zu haben.

„Wie der Meister so die Arbeit“ dachte ich mir kopfschüttelnd und kratzend, indem ich um das klobige Ding prüfend rundherum ging, wobei, mir Schillers: . . . soll das Werk den Meister loben, aller Segen kommt von oben . . . einfiel. Es war stark ersichtlich, daß „in der Eile“ der „Segen von oben“ ausgeblieben war.

Nun hieß es den schweren Sarg mit den 2 Frauen 7 Kilometer auf Mülentwegen durch den Wald tragen! keine Kleinigkeit! Wohl an 100 mal mußten wir die schwere Last niedersetzen und uns verschnauften und so war es kein Wunder, daß wir erst um 2 Uhr nachts an Ort und Stelle ankamen. Ein kranker Nachbar, der alte Gatz und ein 6-jähriger Knabe, sein Sohn, hielten die Toteawache bei einem riesigen Feuer, das die nächtl. Szene hell beleuchtete und bei dessen Schein sich die Silhonetten der beiden Wächter von dem nächtlichen Dunkel schon in weiter Entfernung gespenstisch und scharf abhoben. Aber aus gleichfalls weiter Entfer-

nung mußten wir uns auch die Nasen zuhalten, denn der Ge...ruch, der dem Leichnam entströmte, war entsetzlich, so entsetzlich, daß mir niemand der Anwesenden helfen wollte, den Toten in mein Meisterstück von Sarg zu betten. So war ich denn auf mich allein angewiesen; ich stopfte meine Nase mit dem doppelten Quantum, setzte den Untertheil des Sarges beim Totenlager hin und ließ den Leichnam „hineinrollen“ Während dieser Prozedur dampfte ich natürlich aus Leibeskräften, um mein Riechorgan in möglichst dichte Rauchwolken zu hüllen. War der leere Sarg schon gewichtig genug, so war es uns nun, nachdem er den Toten aufgenommen hatte, ganz unmöglich ihn zur Gruft zu tragen. Aus Taquara-Rohr drehte ich einen Strick und so zog ich den Sarg vermittelst des Strickes zum Grabe, wobei die übrigen Teilnehmer des nächtl. Begräbnisses aus Leibeskräften schieben mußten. Nachdem ich die Grube noch zur Hälfte mit Erde zugeschüttet und mit den andern ein Gebet verrichtet hatte, ging ich todesmatt und aufs höchste erschöpft nach Hause, wo ich bei Tagesgrauen erst ankam.

Zu Häupten des Toten pflanzte Frau Bendlin ein kleines Exemplar des für die Flora des ganzen Hochlandes von Süd-Brazilien so charakteristischen Baumes aus der Gattung der Koniferen hier Pinheiro (Araucária) genannt; der heute, nach 39 Jahren schon eine stattliche Größe erlangt hat und mich, so oft ich dort vorbei komme, an die nächtliche Leichenbestattung (mit Hindernissen) erinnert.

Mein Ruf als unübertrefflicher (3 Zentn. Bretter) Sarg-Tischler ging nun — nicht in alle Welt — aber doch in alle Pfade hinaus und brachte mir eine „feste Anstellung“ als Sarg-lieferant seitens der Kolonie-Direktion ein, die mir 5 Milreis f. d. großen und 3 Milreis f. d. kleinen Särge bewilligte. Da es noch keine geschnittenen Bretter gab, so wurden alle Totenladen noch lange Zeit aus gespaltenen Pinheiro-Brettern verfertigt.

Seltzam, wie beim ersten Begräbnis, giengs auch bei der ersten Kur zu, die ich im Vereine mit anderen — á la Dr Eisenbart — an dem Kolonisten Vila vornahm. Eines schönen Sonntags kam Frau Vila zum Stadtplatz und ruft klagend in alle 4 Winde ihr Mann läge im Sterben, wir sollten ihm doch helfen. Im Verein mit Karl Müller begleiteten wir die Frau nach ihrer Wohnung die nahe am Stadtplatze lag. Wir setzten unsere wichtigste Miene auf und nachdem wir den Kranken „auskultiviert“ (1) hatten, „konstruiereten“ (2) wir ein starkes „garstiges“ (3) Fieber. Mit dem Ladendiener Abendrot war es uns geglückt, das war eine äußerliche, nun wollten wir es mal, der Abwechslung halber, mit einem innerlichen Falle versuchen.

1) auskultiert (2) konstatierten (3) gastrisches.

Vielleicht war uns auch hierbei das Glück hold.

Der Kranke, ein großer, starker Mann lag phantasierend im Bett, von kaltem und abwechselnd heißem Fieber geschüttelt. Wir wußten, daß die Direktion bei Delitsch-Joinville eine Hausapotheke gekauft und dem Kaufmann Reusing zur Benutzung seitens der Kolonisten zur Verfügung gestellt hatte und so kehrten wir beide wieder zurück, um dieser Hausapotheke das entsprechende Mittel für das „garstige“ Fieber zu entnehmen. „Heureka“ rief mein Kollege (der außer Jäger-Latein auch etwas Griechisch sprach) nach kurzem Suchen und hielt triumphierend eine Schachtel mit der Aufschrift „Fieberpillen“ in die Höhe, die 32 erbsengroße braune Kügelchen enthielt. Trotz Suchens fanden wir nur diese eine Schachtel und dachten als vorsichtige Leute, daß eine kleine Gabe jedenfalls keinen Schaden anrichten könne, und daß es besser wäre eher zu wenig als zu viel zu geben.

So beschloßen wir denn dem Kranken trotz des starken Fiebers vorläufig nur eine Schachtel Pillen zu verabreichen, schlugen die nicht recht an, so konnte nachbestellt werden. Nachmittags 2 Uhr gaben wir dem Lila die Portion von 32 Pillen auf einmal ein und erlebten unser blaues Wunder.

Wir hatten bedauert nur eine Schachtel vorgefunden zu haben statt mehrerer und wurden nun gewahr, daß schon eine zu viel war, wenigstens wenn sie auf einmal verabreicht wurde. Der Kranke begann bei dieser Pfordetur im Bette vor Schmerzen zu rasen u. sich hin und her zu wälzen, er wollte mit Gewalt zum Bett hinaus und ins Wasser springen, begann auch sein Kopfhaar und seinen langen Vollbart zu rauhen und geriet über uns in schreckliche Wut. An Händen und Füßen mußten wir ihn halten und mit Gewalt hindern seinen Plan zur Ausführung zu bringen. So rangen wir bis gegen Abend 5 Uhr mit ihm, wobei uns allen dreien der Schweiß vom Leibe rann. Da hatten wir was schönes angestellt, ein Prozeß wegen „Giftmord“ war uns sicher! Endlich schloß der Kranke vor Müdigkeit ein und war es auch für uns die höchste Zeit, denn unsere Kräfte erlahmten und lange hätten wir den riesenstarken Mann nicht mehr mit Gewalt im Bett zurückhalten können. Uns schlug heftig das Gewissen und im Geiste sahen wir schon die Witwe am nächsten Tage überall den Tod ihres Mannes verkünden und uns als seine Mörder bezeichnen. Zerknirscht kehrten wir heim. Schlaflos wälzten wir uns auf unserem Lager. Keine Kunde kam uns am nächsten Tage zu Ohren. Da hielten wir es nicht länger aus zu wissen was aus unserem vermeintl. Opfer geworden wäre und gingen zu seinem Nachbar Duffek, um näheres zu erkunden. „Na, wißt ihr nicht wie es dem Lila geht“, fragten wir anscheinend harmlos und doch mit mühsam verhaltenem Angstgefühl. „D“, sagt dessen Frau zu unserem grenzenlosen Erstaunen

„der ist heut früh mit der Art den Berg hinauf in den Wald gerannt.“

— Tableau! — Der Mann ist heutigen Tages noch gesund und wohnt: am Rio Natal. Er dürfte die 80 schon überschritten haben und verdankt sein Leben dem Umstande, daß die Pillen — die zweistündlich in der Zahl von 2—4 eingenommen werden sollten — schon durch Feuchtigkeit stark gelitten hatten; andernfalls wäre er nicht lebendig davongekommen und wir, seine ärztlichen Berater, hätten jedenfalls mit dem Gefängnis nähere Bekanntschaft gemacht. Kurz darauf verstarb nach dreiwöchigem Krankenlager mein Bruder Franz im 16. Lebensjahre und trotzdem Medizin zur Verfügung stand, gaben wir ihm nichts ein, immer in der Besorgnis in unserer „Diagnose“ einen folgenschweren Irrtum zu begehen. Er starb an gastrischen Fieber und wurde, wie es dazumal Sitte, weil keine Kirchhöfe vorhanden waren, auf unserem Grundstücke begraben. Da es mir oblag die Gräber zu segnen, so kenne ich von dazumal noch viele solcher Grab-Stellen auf Grundstücken; erst später wurde für einen Friedhof Sorge getragen auf dem die Toten dann gemeinsam ruhen konnten.

Zu den Namen verunglückter Kameraden, die beim Waldschlagen ihr Leben lassen mußten, sind noch zu nennen: C. Stöbel, Peter Eckstein, D. Franziska-Straße, Resnischek aus der Banhadoststraße und Joh. Köslner aus d. Bugerstr.

Dem Jul. Fischer, Argollo-Straße (Verbindungsweg) zerschmetterte ein vorzeitig stürzender Baumstamm die rechte Schulter und blieb der Unglückliche zeitlebens ein Krüppel. Alle diese Unglücksfälle wurden durch dieselbe Baumart herbeigeführt, die hier den Namen Grabatinga führt. Dieser Baum spaltet wie Glas, gibt vorzügliches Brennholz und ist der Rotbuche in unserem Heimatslande sehr ähnlich. Wird der Stamm nicht mit der nötigen Vorsicht eingesägt oder mit d. Art angehauen, so spaltet er bis zu 6 Meter hoch auf und schlägt bei der Plötzlichkeit d. Sturzes den betr. Waldschläger zu Boden.

Das Gelände unserer neuen Heimat mit seinen wellenförmigen Erhebungen erinnerte uns sehr an die von uns verlassene alte Heimat, den Böhmerwald, und treu und zäh hielten wir darum auch an unseren alten u. uns so lieb und teuer gewordenen Sitten und Bräuchen unserer Voreltern fest. Auch die Vorliebe für Musik und Gesang, die unseren Vorfahren in so hohem Grade zu eigen, haben wir nicht aufgegeben und treu gepflegt und hoch gehalten (Böhmische Musikanten).

So nahte der 3. Oktober heran an dem in unserer alten Heimat die Kaiser-Kirchweih gehalten wird, die 3 Tage lang währt. Selbstverständlich boten unsere leichtgebauten und engen kleinen Hütten keinen Platz zur Abhaltung eines Festes und so ebneten

wir das Gelände vor unseren Behausungen und schufen einen schönen gezäumigen Tanzplatz, eben und glatt wie eine Tenne. Holz und Rohr wurde reichlich herangeschafft und zu dem Freudenfeste leuchtete uns am Abende ein helllooderndes Feuer. Einige Mundharmonika-Spieler bliesen zum Tanze auf und bestanden die Paare in der großen Mehrzahl aus — Männern, da die Frauen sehr knapp und die weibliche Jugend noch nicht herangewachsen war. Gut hatten es unsere Musiker; die waren ja nicht mit schweren Instrumenten auf ihren Platz gebannt, sondern sprangen musizierend u. jauchzend zwischen den Tänzern umher.

Ja, ja, Im Urwald ging's urwüchsig zu in jenen alten fast vergessenen Zeiten. Auch seine praktische Seite hatte die großartige Vorbereitung zu dem Feste noch im Gefolge: Später wurde dieser „Tanzplatz“ als — Dreschplatz, als unsere gemeinschaftliche „Dorfstemme“ benutzt.

Dem Mangel an Getränken halfen bei der „Kirweih“ mit Leichtigkeit einige Pikadenschläger ab; aus einem ganzen Garrafão Zuckerrohr-Schnaps, mit dem nötigen Zutaten, wie 1 Kilo Zucker und 1 Duzend Eiern wurde in einem Waschkessel ein Gebräu hergestellt; das seine Verfertiger kühn mit den Namen Brog bezeichneten. Es schmeckte wie Kuh und war es nicht zu verwundern, wenn die Kräusche nachher oxsenmaeßig stark ausfielen. Das war unser erster Mautsch in Brasilien!

Als spaeter unser Nachbar Bail sein Blockhaus fertig hatte, wurde dann regelmaeßig die Kirchweih dort abgehalten. —

In keiner neuen Kolonie bleiben Enttäuschungen u. Unzufriedenheit aus, sei letztere nun gerechtfertigt oder nicht. So auch bei uns, u. das kam folgendermaßen:

Ein Wigbold erzählte uns, die wir bei der neuen verheißungsvollen Mär hoch aufhorchten, der Kaiser Dom Pedro 2. zahle jedem Arbeiter an der Dona Franziska-Straße per Tag 3 Mil.e.s aus und da wir nur die Hälfte empfangen, so steckte der „ungetreue Knecht“, der Zahlmeister, von jedem Arbeiter täglich 1.500 in seine Tasche. Das brachte uns in solche Empörung, daß wir uns — 60 Mann hoch — sofort nach Joinville aufmachten, um eine Kollektiv-Beschwerde einzureichen und Herauszahlung des uns zu Unrecht vorenthaltenen schnöden Mammons zu beantragen. „Das Volk stand auf, der Sturm brach los!“ Der gechrte Leser kann uns aufs Wort glauben, daß wir uns mit Recht in unseren „heiligsten“ Gefühlen verletzt wachnten.

Die Leichtgläubigsten unter uns überschlugen schon im Geiste die Höhe der ihnen noch zustehenden Forderung und überlegten vielleicht schon, was davon für die Wirtschaft als unentbehrlich sofort nach Erhalt des Geldes anzuschaffen waere.

Die Aermsten sollten bitter enttäuscht werden!

Die Beschwerdeführer brachten bei dem damal. Direktor der Hans. Kol. Gesellschaft, Hrn. Dr. Dörffel, unsere Beschwerde auch richtig vor und der gute Mann wollte, nachdem er sie gehörig ausgelacht hatte, uns natürlich den Unsinn ausreden. Da kam er aber schön bei uns an! Wir hatten uns so fest in die Idee: schmach- lich betrogen worden zu sein, hineingebacht und geredet, daß wir uns partout den einmal gefaßten Wahn nicht ausreden lassen woll- ten.

„Nun“ meinte Dr. Dörffel, „wenn ihr mir denn durchaus keinen Glauben schenken wollt, so schickt 2 Mann von euch nach Rio de Janeiro ab und erkundigt euch direkt bei der Regierung“

Das leuchtete uns ein und sofort wurden 2 Mann, ein Nordböhme (Reichenauer) und ein Westpreuße ausgewählt, um „dem Kaiser die Beschwerde der Kolonisten von S. Bento persön- lich vorzutragen.“

Da aller guten Dinge drei sind, so wurde von den Süd- böhmen (Böhmerwald) noch die Aufstellung eines Vertreters „ih- rer“ Interessen verlangt und durchgesetzt, und ein ganz gescheuter Mann, der Schuster Dittrich, zog als Abgeordneter der Kolonisten aus dem Böhmerwald als Dritter im Bunde gen Rio.

Das Kleeblatt kam wirklich nach längerer Fersahrt in Rio der jetzigen Bundeshauptstadt an, aber den Kaiser trafen sie leider nicht an, der war auf Reisen gegangen.

Nach reichlich 3 Monaten kamen d. 3 „Deputierten“ wieder resultatlos in S. Bento an u. hätten. — Undank ist der Welt Lohn -- bei einem Haare für die gehaltenen Reises Strapazen noch die schön- ste Hiebe bekommen. Einer unter den Unglücksvögeln besaß einen funkelnagelneuen Bankschein im Werte von 500 Reis, eine uns bis dahin noch unbekannte neue Papiergeld-Ausgabe von rötlicher Farbe die wir — mißtrauisch wie die Kolonisten nun einmal sind — für einen 500 Milreis Schein hielten. Gleich tauchte der Ver- dacht in uns auf, daß unsere Deputierten die ganze Restsumme in Rio empfangen und unter sich geteilt hätten. Nur schwer gelang es den armen Vechvögeln ihre Unschuld zu beweisen. Später freilich, als die bewußten Geldscheine mehr in dem Verkehr kamen, konnten wir uns überzeugen, daß es wirklich halbe Mil- und nicht 500 Milreisscheine waren, und schämten uns recht des unwürdigen Ver- dachtes, den wir auf das bewußte Kleeblatt geworfen hatten.

Nun kamen jedes Jahr mehr Einwanderer in S. Franzisko. au und den Leuten wurde in Joinville gesagt, sie sollten dort blei- ben, es würden neue Straßen gebaut wo sie Verdienst hätten. Später würde die Direktion ihren Vertrag mit der Kaiserlichen Re- gierung verlängern. Die meisten Einwanderer hatten aber Verwand- te und Bekannte hier in S. Bento und so sind viele doch nach hier oben gekommen. Nun war die liebe Not da! Die damaligen

4 Bendisten wollten nämlich nicht mehr pumpen, was ihnen auch nicht zu verdenken war bei der großen Anzahl der Kolonisten.

Nun hielten wir am Stadtplatz eine Versammlung ab und beschloßen Mann für Mann nach Joinville zu ziehen, um die Stadt zu stürmen, falls uns nicht im guten Kredit geschafft würde.

Wir kamen in der Zahl von 300 Mann bei Dumbs zusammen. Jeder hatte seine Bogenslinte mit und wir marschierten in Doppelreihen „militärisch“ den ersten Tag bis Campo Biquei. Da die meisten keine Lebensmittel mit hatten, wurden unterwegs Ochsen geschossen. Von 6—7 angeschossenen Ochsen stürzte erst einer nieder und wir bivackierten nachts bei unseren Lagerfeuern. Viele Mann rückten aber nachts heimlich aus und erklärten zu Hause, daß sie mit der „Räuberbande“ nicht mitmachen wollten.

Am 3 Tage kamen wir truppenweise in Joinville an, wo vielen das Herz schon in die Hosen fiel. Uns kam eine Deputation von dort bis Carl Klinger entgegen, mit der deutschen Fahne an der Spitze und wir wurden aufgefordert, die Waffen abzugeben was wir auch sofort taten. Wir blieben über Nacht im Empfangshause und die Nacht verlief, ohne daß Ruhestörungen vorkamen. Am nächsten Tage wurden wir für 10 Uhr zu einer Besprechung im Bernerschen Saale eingeladen. Dort wurde unsere Lage von uns in den grellsten Farben geschildert, und unsere Notlage, hervorgerufen durch die Weigerung der Kaufleute nicht mehr borgen zu wollen, klar gelegt. „Gut“, sagte der damalige Direktor Hr. Brüstlein „wählt euch aus jeder Straße einen Mann, der die bedürftigsten Kolonisten namentlich aufzuführen hat.“ Die ersten Ansiedler wurden dabei nicht berücksichtigt, nur die frischen Einwanderer, die noch keine Ernte erzielt hatten, kamen in Betracht. Sofort schickte dann die Direktion für 2 Contos Lebensmittel wie Farinha und Carne Secca nach S. Bento herauf, wo diese Waren unentgeltlich an die neuen Einwanderer verteilt wurden. Auch der Direktor kam bald nach und sorgte für Arbeit am Straßenbau, so daß wieder Ruhe und Frieden einkehrte.

Es wurden auch von der Kolonie-Direktion Vales, sogenannte Gutscheine, an Stelle von Geld ausgegeben, die unsere Kaufleute zum Nennbetrage als Zahlung annehmen mußten. Später hörte man, daß die Direktion einige hundert Milreis mehr bei der Einlösung zahlen mußte, als der Wert der Ausgabe betrug, wodurch hervorgeht, daß dazumals schon Falsch-Münzer ihr Wesen trieben.

Die „Ochsenjagd“ hatte übrigens noch ein gerichtliches Nachspiel, es kam nämlich aus Desterro ein Polizeikommissar mit etwa 6 Soldaten und wie es eben geht, verriet einer den andern u. so wurden 6 Kolonisten gefänglich eingezogen und nach Joinville abgeführt, wo sie natürlich vom Schwurgericht freigesprochen wurden. Die Direktion verlängerte später ihren Kontrakt mit dem kaiserlich

Brasil. Minister Saraiwa, dem zu Ehren eine hiesige Straße dem Namen Saraiwa erhielt. — —

Zur selben Zeit kam hier der erste Mord in der Wunderwaldstraße vor. Am 7. Grundstück vom Stadtplatze wohnten 2 alte Leute, namens Pablonsky. Die nahmen ein deutsches Mädchen an und später wurde die Frau Pablonsky, ein altes Weib, auf dieses Mädchen grundlos eifersüchtig. Beim Roge-Räumen zankte einst die Frau den ganzen Vormittag mit ihrem Manne, bis dieser in der Wut zur Hacke griff und ihr die Hirnschale zertrümmerte. Sie fiel tot in einen brennenden Kohlenhaufen. Er zog sie ein paar Meter weiter, legte ihr die Hacke unter den Kopf und drückte eine Flasche Schnaps in ihre Hand, so daß es nach einem Selbstmorde ausfah. Als Selbstmörderin wurde die erschlagene Frau auch begraben. Von dem vorhinermähnten Polizeioffizier wurde jedoch ein Auto de corpo delicti aufgenommen und das deutsche Mädchen sagte wahrheitsgemäß aus, daß es sich um einen Totschlag gehandelt habe. Vom Schwurgericht zu Joinville wurde der Mörder zu 7 Jahren Gefängnis verurteilt, die er im Gefängnis zu Desterro verbüßen mußte.

(Wir geben nunmehr unserem alten Freunde Hrn. Josef Zipperer das Wort, indem wir seinem vorliegenden, nunmehr lückelosen Tagebuche folgendes entnehmen:)

Der Stadtplatz ist 1 Quadratkilometer groß. Die ganzen Kolonie-Grenzen sind 15 Km. lang aufgemessen. Mitten im Wald, wo heute Oxord ist, hat der Ingenieur Ox sich häuslich eingerichtet. Und sich ein Bretterhaus gebaut, mit Schindeln gedeckt. Der hat für Maneco Franco die Ländereien aufgemessen. Aber der Direktions-Ingenieur erklärte ihm, daß der Hamburger Verein das Land zur Kolonisation gekauft hat. Nun kam Maneco F. selbst am Stadtplatz an: Wir mußten ihm, wo heute Bengol ist, die Grenzen mittels Kompaß einrichten. Und Emil Weber hat für ihn die Südgrenze aufgeschlagen. Damit war dieser Herr zufrieden gestellt. Wir sagten der Ox ist fort, daher der Name Oxfort. Aber nicht so bald die Brasilianer Bento Martim und Ferreiro, die haben der Direktion größere Schwierigkeiten gemacht. Haben in d. Dona Franziskastraße Kocen gemacht, haben auf demselben Grundstück wo schon Kolonisten wohnten, Hütten gebaut, Schweine laufen lassen, Grenzmarken ausgerissen und anderes mehr. Denn sie behaupteten, daß es ihr Land, hatten aber keine Papiere darüber.

Die Direktion wurde bei der Kaiserl. Regierung vorstellig. Es kam ein Ingenieur aus Rio hier an, und wir Pikadenschläger mußten den Brasilianern ihre Kocen messen. Sie bekamen einige hundert Milreis Entschädigung von der Regierung und gingen weiter nach Westen nach dem Rio Preto, wo ihre Nachkommen Leute noch wohnhaft sind. Und dort viel mit den Indianern zu tun hatten. Sie wurden richtige Bugerjäger.

Der Spruch hat sich bei uns bewährt: Wo Deutsche wohnen, wirst du Schulen finden! Im Jahre 1875 haben wir uns 10 Mann zusammengetan und das Häuschen von Or die 4 Kilometer weit nach S. Bento getragen und an Fendrich seinem Bauplatz aufgestellt. Fendrich, ein ehrfamer Schuster wurde als Lehrer angestellt. Vormittags Schule und nachmittags schustert. 30 Kinder haben wir bald zusammengebracht, die noch auf keiner Schulbank saßen. Die größeren Kinder haben wir unter Brasilianer getan, um sie die Landessprache lernen zu lassen u. da waren wir sie ja auch aus der Kost los! Jedes Kind mußte monatlich 500 Reis geben. Die Direktion gab monatlich 10 Milreis Unterstützung. Anfangs März 1876 schrieb der Pfarrer aus Joinville, Bögershausen, wir Kolonisten sollten bis 7. März eine provisorische Kapelle bauen, wo er Gottesdienst und die nötigen Funktionen abhalten kann; auch einen Friedhof wollte er einweihen. Wir mußten aber einen Zaun und ein großes Kreuz am Friedhof aufstellen. Schnell sind wir 10 Mann zusammen gegangen. Der Ingenieur August Heern wies uns auf dem Stadtplatz den Ort an wo wir bauen sollten. In 3 Tagen hatten wir eine kleine Kapell: aus gespaltenen Brettern mit Schindeln gedeckt. 6 Meter lang und 4 Meter breit genannt von uns allen: Der wahre Bethlehem Stall.

Auch die Polen bauten für sich in der Wunderwaldstraße eine ähnliche Kapelle. Und am 7. März kam Pfarrer Bögershausen und der Polnische Pfarer Maz an. Am 8. März wurde die Kapelle „Zum heiligen Herzen“ in S. Bento eingeweiht. Und am selben Tage die Kapelle in der Polenstraße. Und die erste heilige Messe gefeiert. Die Geistlichen blieben 8 Tage unter uns und bei ihrer Abreise ließ uns der Pfarrer Bögershausen eine Hand-Postille hier, die Auslegung der Evangelien enthaltend. Wir sollten alle Sonntage und Feiertage Betstunden halten. Und alle drei Monate kam der Pfarrer zu uns herauf auf etwa 8 Tage. Es war für ihn auch nicht so leicht, er mußte eine Truppe haben, da der alle Kirchenparamente in Kupfer mitnehmen mußte. Der Großl war un'e: Vorbeter und wir taten noch mehr, als die ersten Frohenlechnam-feste kamen, hielten wir ohne Priester die übliche Prozession ab. Der Stadtplatz hatte noch keine Straßen gehabt. Nun bauten wir die 4 Altäre in der Argollostraße lang bis Kröpl. Damit es recht feierlich aussieht, haben an 10 Barschen die Flinten mitgenommen, um bei jedem Altar eine Salve abzugeben. Beim ersten hat es gut geklappt, nun kamen wir zum zweiten Altar. Nach dem Kommando: Feuer! sagt mein Nebenmann Wenzel: „Sakra, mi was is das?“ Ganz pechschwarz stand er unter uns. Der Schuß ging hinten raus, die Pistole war fortgeflogen. Nun konnte er nicht mehr mitgehen ging zum nahen S. Bento Fluß und mußte sich erst das Gesicht waschen. Beim 1. Altar hat sich die Prozession aufgelöst und ging jeder heim.

Wir aus dem Böhmerwald sind gewöhnt, einmal im Jahre eine Wallfahrt zu verrichten. In d. alten Heimat gehen alle Jahre die Wallfahrer zum heiligen Berg bei Pšhipram. Für uns hier in S. Bento sollte Joinville der Wallfahrtsort sein. Schnell wurden 2 Mann, Rohrbacher und Mühlenbauer zum Vorbeter genommen und am 8. September, Mariä Geburt, war bestimmt in Joinville anzukommen. Eine rote Fahne wurde gemacht und mitgenommen und auch eine Statue mußte sein. Da half der Föllner uns aus. Der war von drüben ein Herrgottschneider, d. machte uns aus Ederholz eine Marien-Statue. Die wurde auf eine zerlegbare Trage gestellt, schön aufgeputzt und beim Auszug ein Einzug von 4 weißgekleideten Mädchen getragen. Das erste Jahr gieng gut ab, denn die Leute in Dona Franziska wußten ja nicht was wir wollten. Als wir aber das 2. Jahr nach unten kamen, wo wir es doch noch hübscher machten und etwa 200 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts zusammen strömten, da wurden wir von den Joinwillensern schön ausgelacht und das Wallfahrtingehen wurde für immer aufgehoben.

Das war mir garnicht recht, denn ich wollte unsere Sitten und Bräuche erhalten wissen. Und unsere Nachkommen haben heute garkeine Ahnung mehr davon. (Und die Welt dreht sich doch! Anmerkung des Sezerlehrlings)

Jetzt kam das Jahr 1877, da waren wir so weit, daß man keine Kaufmannschulden mehr hatte und nicht auf Pump kaufen brauchte. Jetzt wurde auf bar gekauft. Da sagte meine Mutter: „Jetzt, Seppel, hast Zeit zum heiraten, denn — schier 30 Jahre bist du alt —!“ — „Ist leicht gesagt, Mutter, aber wo eine Braut hernehmen? Der Raub der Sabinerinnen dürfte doch hier im Urwalde schwer zu kopieren sein!“ antwortete ich. „Nun“, sagte meine Mutter, „beim Neusing dient so a Annamirl, die paßt für dich.“ Nun, dachte ich, da werde ich hingehen und anfragen und sie hat nicht Nein gesagt. Es hatte aber einen Haken. Ihren Vater Wenzel Pšheid haben wir am 9. Dezember 1876 begraben, also war noch eine rüstige Schwiegermutter da. Halt! denk ich mir, da muß mein Onkel aushelfen der große Zipperer, wie er gewöhnlich geheißen hat zum Unterschiede von meinem Vater, der war der kleine Zipperer. Wie ich ihm d. Angebot mache, daß er meine Schwiegermutter heiraten solle, da lacht er mich recht an und meint: Du denkst ich soll wohl mit 3 Rädern in den Himmel fahren! (Denn 2 Weiber hatte er schon im Grabe drin) Aber bis der 28. April kam, da standen wir zusammen am Traualtar: Ich mit meinem Annamirl und er mit meiner Schwiegermutter. Wir machten zusammen eine Baiernhochzeit. Man sieht oft mit Kreide gemalte Aepfel mit einem Strauß an Haustüren und darunter 28000 aufgeschrieben, das ist eine Hochzeitseinladung auf bayerische Manier.

Die Sitte haben wir von der alten Heimat mitgebracht und gepflegt bis auf den heutigen Tag. Und eine solche kann jeder Kolonist feiern. Jeder Gast bezahlt sein Essen und Getränk mit 2 Milreis im Wirtshause selbst. Oft nehmen 200 bis 300 geladene Gäste teil. O, ja, verheiratet ist man in einem Tag. So lang hab ich bei meinen Eltern ausgeholfen. Jetzt kam die Reihe an mich. Jetzt mußt' ich mir ein Häuschen bauen. Das war bald fertig. Mein Bruder Anton und ich lernten dabei Bretterschneiden mit der Hand. Was man in Brasilien nicht alles lernen muß. Davon hat man in der alten Heimat keine Ahnung! Da auch mein Vater wacker mitgeholfen, hatten wir in einem Monate ein ganz nettes Häuschen, 8 Meter lang, 5 Meter breit, fertig. Für uns beide groß genug. Möbel hatten wir nicht. Wenn man zufrieden ist, wie ich, lebt man glücklich in einem Bretter-Hause. S. Bento liegt 800 Meter über dem Meeresspiegel auf der Hochebene, wir haben im Sommer an wärmeren Tagen bis 26 Grad Wärme und im Winter bis 4 Grad Kälte unter Null nach Reaumur. Also ein wahrer Lustort. In 40 Jahren die ich hier bin, ist nur zweimal ein wenig Schnee gefallen, der sich nur einige Stunden hielt.

Das erste was wir uns im Ehestand vornahmen, war keinen Pump beim Kaufmanne anzulegen, denn Schulden sind leichtsinnig gemacht und zahlen ist nachher schwer. Und wir haben Wort gehalten. Ich rühme mich, nie im Kaufmannsbuch gestanden zu haben. Lieber hab ich Tauschhandel gemacht. Roggen, Mais oder Kartoffel auf den Buckel genommen und dafür Salz, Zucker, Kaffee, Petroleum und alles was man auf dem Lande nicht pflanzen kann, eingehandelt. Da wir noch keinen Fahrweg am Lande hatten und kein Stück Zugvieh, so mußte die ganze Ernte auf dem Rücken nach Hause getragen werden. Ich machte ein Holztragen und Tragbänder daran, so konnte ich 30, und meine Frau 10 Garben Roggen auf einmal heimtragen. Damals mußten wir den Boden mit jeder Hacke bearbeiten. Wir hatten gutes Land. Alles was wir pflanzten ist gut geraten. 1 Alqueire Roggen gab 40 Alqueire wieder. Somit ist der Preis so billig gewesen, daß er zwischen 800 Reis bis 2 Milreis schwankte. Es war noch kein Absatz da. Jeder von uns Kolonisten hat eine Handschrotmühle gehabt und Roggen und Mais selbst gemahlen und davon wurde Brot gebacken. Da Herr Urban seine Ziegelei noch nicht gebaut hatte, hat sich jeder selbst seinen Backofen gebaut. Wir bauten ein Holzgestell in Form des zukünftigen Backofens und haben ihn mit Lehm belegt und dann das Holzgestell verbrannt. Fertig war die Laube!

Unser Land war durchschnittlich fruchtbares Pflanzland. Es gedeihen alle europäische Getreide-Sorten, wie Roggen, Weizen, Hafer und Gerste. Außerdem Mais und Bohnen und alle Knollenfrüchte; Gemüse wird das ganze Jahr gepflanzt. Man kann Som-

mer und Winter pflanzen und ernten. 100 Morgen langen für die ersten 20 Jahre zur Raublandwirtschaft. Wir machten den größten Fehler da wir unsern schönen Wald verwüstet haben. Jedes Jahr wurden 10—15 Morgen niedergehauen, um recht viel urbares Land zu bekommen, denn das Holz hatte dazumal gar keinen Wert. Wir wollten wie richtige europäische Bauern recht viel Pflugland haben. Da mein Weib von der alten Heimat her mit Kühen umzugehen verstand, so sehnte sie sich immer nach einer Milchkuh. „Wart nur nach Weihnachten, wenn der Roggen eingetraget ist, dann geh' ich auf den Kuhhandel und nehm' mir einen Dolmetscher mit und 80 Milreis erspartes Geld“ sagte ich zu meinem Weibe.

Am 5. Januar machten wir uns mit Rucksack und Lebensmitteln auf dem Weg und wollten in einem Tag dort sein. Mein Begleiter wußte über die Kämpfe hinweg den nächsten Weg, aber nachmittags um 3 Uhr kam ein Gewitter auf und so mußten wir bei einem Brasilianer Schutz suchen.

Es regnete sehr stark. Wir mußten über Nacht bleiben. Die Brasilianer sind gastfreundliche Leute. Für Essen und Nachtlager nahmen sie keine Bezahlung an. Wir kamen am 6. Jan. morgens 9 Uhr in Chuco Preto an. Die Kühe waren um diese Zeit schon auf dem Kamp. Wegen des Heiligen 3 König Feiertages wurde kein Vieh geholt.

Wir sollten einen Tag dort bleiben was wir nicht taten. In 2 Stunden waren wir in Rio Negro bei dem mir bekannten Schmidt Glader. Es waren Deutsche und Brasilianer da in seiner Werkstatt. Da wir Milchkuhe suchten, so meinte ein deutscher Mann, Konrad Schneider, er verkaufe mir eine gute Kuh. Wir gingen mit ihm. Die Kuh hatte eine 3 Wochen altes Kalb und kostete 31 Milreis. Nun wollte ich noch eine zweite kaufen. Da der Mann sehr gefällig war, sagte er mir in S. Lorenzo bei Auerwald könne ich noch mehr Milchvieh kaufen. Um 3 Milreis Zoll zu sparen, schmuggelte ich mit Hilfe meines Schulkameraden Gruber Schuster die Kuh über den Fluß. Den Zauber kannten wir schon aus der alten Heimat, wo wir genug geschmuggelt hatten und nie abgefaßt wurden, da wir den Grenzwächtern zu helle waren.

Ueber den Fluß gab es damals keine Brücke sondern nur eine Fähre.

Zufällig kam eine Truppe Ochsen, über 100 Stück daher.

Die mußten den Rio Negro durchschwimmen 2 Mann im Kanoa trieben das Vieh ganz schön durch. So eine Truppe schwimmen sehn, ist schön anzusehen.

In S. Lorenzo kauften wir eine hochtragende Kuh für 33 Milreis. Jeder nahm eine am Lago und am Molenweg trieben

wir heimwärts. Wir hatten Pech. Kaum 3 Stunden weit, fängt die tragende Kuh zu kalben an.

Was jetzt machen?

Jetzt mußte ich das Kalb auf dem Arm tragen und so kamen wir abends bei João Hack an. Da sollte ich drei Tage bleiben. Das tat ich nicht. Am andern Tag kamen wir bei Peter Sauer an. Da ließ ich mir einen Tragkorb geben, nahm das Kalb auf den Rücken und den andern Tag kam ich in Lengol zum Felix Stöber an. Dem sage ich: nach Rio Negro gehe ich nimmer am Kuhhandel, und wenns gleich ein goldenen Schwanz hat nahm mir so a Kuhhandel 8 Tage weg. Jetzt hatten wir Milch und Butter zum verkaufen und was für mich als Bauer die Hauptsache war: auch einen Dunghaufen. Ich hatte ja noch keine Pferde und Wagen das war jetzt am notwendigsten, aber wie anschaffen? Da kam der Ingenieur Kroehne mit Christian Gilgen hier an und meinte zu mir: Er brauche 9 Mann zum Pfladen schlagen. die Tour kann 6 Wochen dauern! nämlich der Fluß wird kardiert von Bechelbronn bis Jaraguá, das paßte mir, denn ich machte mit u. den 9. Mai 1879 gingen wir in den Wald.

So eine Waldarbeit hat auch ihre Reize da man weiter nichts sieht als Himmel und Wald. Es werden Linien gehauen mit Waldmessern, sieht aus wie ein gewölbter Gang. Wir waren 11 Mann im ganzen; zwei Jäger mußten jagen und Nachtwache von 10 bis 4 Uhr halten. Dann 2 Köche, 3 Hunde und wir andere waren zum Arbeiten und Messen angestellt, denn was alles für die ersten 3 Wochen mitgenommen wurde wie: Lebensmittel, eine gute Decke, als Handwerkzeug: Waldmesser, Art und Kompaß, sowie zwei Zelte und mehrere Kleidungsstücke, das alles war sehr schwer von einem Zeltplatz zum andern zu tragen. Nach den ersten 3 Wochen wurden dann wieder Lebensmittel nachgeholt.

Sechs Wochen waren um, die Lebensmittel gingen zur Reize. Da meinte der Ingenieur: das Arbeiten hört auf, denn wir müssen sehen, daß wir nach Jaraguá durchkommen; die Lebensmittel wurden, da nicht mehr viel vorrätig, per Tag auf die Hälfte reduziert. Der Palmitenkohl tat uns sehr gute Dienste u. gingen wir, trotzdem immer bei gutem Humor, 8 Tage im Flußbet abwärts, bis uns der Ingenieur ins tiefe Wasser fiel, daß bloß noch der Hut schwamm.

Ich glaube dazumal hat er sich etwas zugezogen.

Endlich am 1. Juli hörten wir einen Hund bellen; ah, da müssen auch Leute sein. Wir schrien alle laut und jenseits am Flusse meldete sich ein Brasilianer, der mit einem Kanoe hier am Koffenmachen war. Er holte uns jeden einzelnen herüber u. zeigte uns dann einen Molenweg über Jaraguá nach Neudorf, wo ein Kolonist mit Herrn Kroehne und unsere Sachen nach Joinville fuhr

und wir folgten nach, um dortselbst unsere Arbeit mit jeder über 100 Milreis ausbezahlt zu bekommen.

Das war meine letzte Auszahlung auf Tagelohn. Ich habe mein Feld bebaut und Vieh selber aufgezogen. Durch die Dona Franziscastraße kamen wir wieder zu unsere Angehörigen. Sogleich kaufte ich mir ein Pferd zu 40 Milreis, ein über ein Jahr altes Füllen zu 16 Milreis, sowie Geschirre und das Geld war alle. Als Fassbinder verstehe ich zu arbeiten, machte mir eine Karre und ich konnte am Land fahren. Beim Paulschmit ließ ich ein Pflug-eisen machen, welches damals 7 Milreis kostete. Das Holzgestell und eine Egge machte ich selber und von der Zeit an wurde mein Feld mit Pflug und Egge bestellt. Es wird mancher denken, der läßt den Handwerker nichts verdienen; o, das hat mir später a heiden Geld gekostet, ein Kolonisten-Wagen kostete mir 200 Milreis ein Wendepflug 75 Milreis. Es ist mir sehr oft zu Ohren gekommen, eine Landwirtschaftliche Abhandlung zu schreiben, das ist für mich sehr schwer, da die meisten Kolonisten ihre Arbeiten am Lande besser verstehen als ich. Da in allen Straßen und von jeder Nation wie wir hier in S. Bento zusammen gewürfelt sind, giebt es Kolonisten, die im Wohlstand leben, sich schon 2—3 Grundstücke zusammengekauft haben, eine gute Einrichtung besitzen u. s. w.

Man hört oft klagen: Mein Land ist abgebaut, es wächst nichts mehr darauf.

Ja, hätte ich das Grundstück in Europa da wäre es wertvoll. Beides ist nach meiner Meinung grundfalsch und will ich versuchen eine Antwort hierauf zu geben:

Wenn ein Bauer in meiner alten Heimat 100 Morgen d. s. zirka 40 Joch Land besitzt, das ist ein Viertelhof und kann der Besitzer nicht viel Dienstboten halten, sondern muß seine Arbeit zum Teil selber verrichten. Er hat wenigsten 20 Stück Rindvieh und zwei Pferde im Stall, sodas er im Sommer wie im Winter eine Stallfütterung hat und um 4 Uhr früh schon aufstehen muß, um diese zu besorgen, da um diese Zeit sein Vieh ihr Futter verlangt. Dann muß er spätestens um 6 Uhr mit dem Gespann auf dem Felde sein, während der Kolonist hier erst um diese Zeit aufsteht, seine Pferde aus der Weide holt, um dann erst Heffel zu schneiden und Mais abzumachen, sodas es bereits 8—9 Uhr wird bis er zum Felde kommt.

Ein jeder europäischer Bauer hat hunderte Fuhren Dung, kann also auch seine Felder und Wiesen, wie es sich gehört, düngen. Unser Kolonist hat 5—6 Stück Vieh jagt dasselbe das ganze Jahr hindurch auf einer ungefähr 30 Morgen große Weide und erzielt in dieser Zeit mehr oder weniger 20 Fuhren Dung. Er betreibt also eine sogenannte Raubfelderwirtschaft, nimmt dem Boden seine Kraft und giebt ihm keine wieder. Verkauft am nächsten Nachbar

sein abgebautes Grundstück, geht nach Westen und kauft wieder Urwald, um dort wieder von neuem anzufangen. An einen Stein der oft rollt, setzt sich kein Moos an. Doch ist heutzutage der Kolonist schon so klug und brennt nicht mehr sein ganzes Grundstück durch, sondern nur das, welches er zum Anpflanzen gebraucht. Zum Getreide pflanzen muß der Boden hierzulande, da derselbe nicht kalkhaltig genug ist, mit etwas Asche oder tüchtig Mist gedüngt werden. Zur Knollenfrucht aber ist es gut das Gras unterzupflügen, denn dieses hält den Boden locker. Zur richtigen Erntezeit werden auch Fehler gemacht. Ich schneide z. B. mein Korn wenn auch der Halm noch etwas grün und weich ist, es reift im Mandel nach; wartet man bis die Nachschlüsse reif sind, dann bleibt d. Hälfte auf dem Felde. Sehr viele Aehren werden abge schnitten und ebensoviel fallen wenn sie überreif sind, aus.

Der Bauer, der sein Heil in Nachschlüssen sucht, ist verloren. Als ich in meiner alten Heimat noch Schnallendrucken gegangen bin, schaute ich, in einen Bauernhof, zuerst immer auf den Dunghaufen, woran ich sofort erkannte ob hier ein armer oder reicher Bauer hauste.

Lieber Kolonist, der Dung ist die Seele der ganzen Landwirtschaft, und doch giebt es Bauern hier, die ihren Dung am liebsten verfilbern, und denselben pro Fuhre für 3\$000 an Stadtherren verkaufen, welche dann die schönsten Erdäpfel bekommen, während der Kolonist selbst die für seinen Gebrauch öfters kaufen muß.

Ein europäischer Bauer, der 2—3 herangewachsene Söhne hat, die er bei seiner Arbeit gut brauchen könnte, muß dieselben als Landesverteidiger 3 Jahre lang des Kaisers Rock tragen lassen und bekamen diese zu meiner Zeit per Tag 6 Kreuzer Löhnung, während der Kolonist hierzulande sich in dieser Zeit ein heiden Geld verdienen kann.

Es läßt sich wohl noch vieles über Landwirtschaft anführen doch ist es um die Zeit, die man hierzu veräuunt und den Verbrauch von Druckerschwärze schade, denn unsere Kolonisten befolgen einen schriftlichen Aufsatz ja doch nicht.

Die Steuerschraube treibt einen Kolonisten von hier gewiß nicht fort, denn das ganze Jahr zahlt dieser für 100 Morgen Land 3\$000, für einen Ackerwagen an d. Kammer 4\$000 und 5\$000 Vermögenssteuer an den Staat, im ganzen also 12\$000 Steuern pro Jahr.

Endlich kam das gesegnete Jahr 1889.

Ich hatte einige hundert Wälreis erspartes Geld und wußte immer nicht was ich damit anfangen sollte. Schließlich entschloß ich mich am Stadtplatz auf der Ringstraße einige Bauplätze zu kaufen, da diese dazumal sehr billig waren und bekam ich für den geringen Preis von 700\$000 ein ganzes Viertel.

Ueber Nacht, den 15. November kam dann die Republikerkärung und wir waren mit einem Schlag brasilianische Staatsbürger.

Hei war das a Leben in S. Bento!

Feste und Unzüge wurden gefeiert, Bier wurde ausgegeben, das man hätte schwimmen können darin. Sofort erweckte in mir der Gedanke: ich baue mir a Wirtshäusl.

Das Bauen war in der guten alten Zeit im Vergleich zu heute sehr billig, denn der Tagelohn für Maurer und Zimmerleute betrug dazumal nicht mehr als 1\$500 und zahlte ich für 1000 Dachsteine den geringen Preis von 16\$000. Im April desselben Jahres wurde das Haus fertig, in welchem ich sofort eine Wirtshaus einrichtete und fortan konnte ich hier den Gastwirt wie auf dem Lande den Bauern spielen. Die Hauptsache aber war, daß es an Geld damals in S. Bento nicht fehlte, denn jeder Gewerbe- und Geschäftsmann konnte nach Herzenslust von Holz, Leder, Papier oder auch Messing das nötige Kleingeld (Scheidegeld oder Bales) selbst anfertigen und sogar leere Streichhölzerhachteln wurden benutzt, um darauf zu schreiben: Gut für 500 Reis, welche dann jedermann für diesen Wert annahm.

Die Kammer sah sich aber bald gezwungen diesen Unfug ein Ende zu bereiten und so geschah es, daß das Scheidegeld bald aus dem Verkehr verschwand. Bis zu dieser Zeit wird sich wohl ohne Ausnahme jeder Kolonist eine oder auch mehrere Blechdosen Kupfer- und Nickel-Münzen gespart haben.

Nun werthe Leser will ich etwas von dem Krawalljahr 1893 u. a. wie es mir ergangen ist, erzählen:

Wohl hat man in den Zitungen gelesen, daß die Kriegsschiffe in Rio revolutionieren, doch hat niemand daran, gedacht, daß auch S. Bento von Revolutionären heimgesucht würde.

Trotzdem hielten wir eines schönen Sonntags, den 29. Oktober auf meinen geräumigen Hof eine Volksversammlung ab und beschloffen wir zusammenzuhalten und evtl. jeden feindlichen Angriff zurückzuweisen, um im Falle einer Invasion unser Leben u. Eigentum zu garantieren.

Bald darauf erfuhren wir, daß aus Joinville und Rio Negro schon Truppen im Anmarsch sind und daß unsere Chefs Dr. F. W. Wolf und Filgueira bereits Reißaus nahmen.

Wir Bürger vom Stadtplatze erezierten jeden Tag ein bisschen, wodurch wir uns natürlich später die Revolutionäre zum gefährlichsten Feinde machten. Anfangs hielt ich das ganze Treiben für einen geringen Spaß, es sollte aber verhängnisvoller werden, denn am 5. November Morgens erfuhren wir durch Fuhrleute, daß auch revolutionäre Truppen nach S. Bento unterwegs seien, und schon um 1 Uhr nachm. hörten wir in der Nähe der Argol-

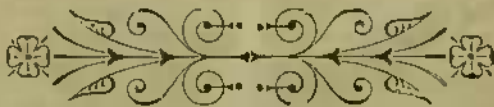
lostraße Trompeten-Signale. Cirka 40 Mann waren wir beisammen, wußten aber nicht, was wir zunächst anfangen sollten, bis sich ein uns bekannter Kaufmann als Parlamentarier meldete und vom Volke an erster Stelle ein freundliches Entgegenkommen verlangte.

Unser Erstaunen wuchs noch mehr als wir hörten, daß sich auch durch die Wunderwaldstraße Truppen näherten, wir dadurch gezwungen waren uns zu teilen und während die 1. Hälfte der Mannschaft durch die Argollostraße marschierte, ging die 2. Hälfte, wovon ich die Führung übernahm, die Wunderwaldstraße entgegen. Bei der Hrn. Quast gehörigen Mühle angelangt, sahen wir vor uns bei einem Steinbruch ca. 50 Lanzenreiter, welche uns zum sofortigen Stillstand zwangen, und nach kaum 5 Minuten ging, als die Soldaten bemerkten, daß das Volk bewaffnet war, die Schießerei los, wobei mein Nachbar Köhler durch eine Kugel schwer verwundet wurde und bereits nach kaum 4 Stunden unter heftigen Schmerzen seinen Geist aufgab.

Die Angst, es könnten sich ähnliche Fälle wiederholen, zwang mich zur Flucht und lief ich so schnell mich meine Beine tragen konnten und da mein Fell bisher noch heil geblieben war, in den nahen Wald, wohin mir meine Kameraden folgten, sodaß unsere Feinde sich unzingelt glaubten und sofort 3 Kilometer zurückzogen.

Wir schlüpfen nun einer nach dem anderen unseren Häusern zu. Sollten sich ähnliche Begebenheiten hier in S. Bento wiederholen, was Gott verhüten wolle, dann gehe man lieber seiner Arbeit nach anstatt sich in politische Angelegenheiten zu mischen.

Zum Schluß all den lieben Leserinnen und werthen Lesern ein herzliches Lebewohl wünschend, hoffe ich so Gott will u. die Heiligen es zulassen noch 20 Jahre zu leben, sollte ich aber die Reise zur großen Armee früher antreten müssen, so bitte ich diejenigen, welche die Beschreibung derselben von Jenseits erfahren möchten, ihre Adressen noch vorher mir freundlichst zuzusenden.



10

011665

